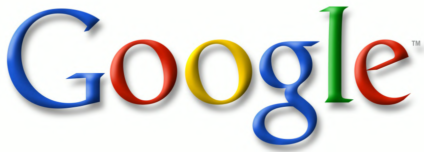


HURRA - BANSAI



Dr LIEVEN

DR. H. LIEVEN

HURRA — BANSAI!

HURRA – BANSAI!

ERLEBNISSE EINES ARZTES WÄHREND DES RUSSISCH-JAPANISCHEN FELDZUGES

VON

DR. H. LIEVEN

MIT ZWEIHUNDERTNEUNUNDSECHZIG ILLUSTRATIONEN NACH ORIGINAL-AUFNAHMEN DES VERFASSERS UND VIER KARTENSKIZZEN



BERLIN 1905
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

Druck von Otto Elsner, Berlin S.42.

Meinem lieben Bruder und treuen Mitarbeiter

Dr. Wilhelm Lieven

in Dankbarkeit gewidmet.

Inhalt.

Vorbereitungen.

Es war kurze Zeit nach jenem unerwarteten, nächtlichen Ueberfall, dem die stolzesten Schiffe unserer Flotte vor Port Arthur zum Opfer fielen, als der in Riga praktizierende Kollege Halle an mich die Frage richtete, ob ich gewillt wäre, mich als Arzt an einer eventuell zu bildenden Sanitätskolonne zu beteiligen. Eine zurzeit in Riga weilende hohe Persönlichkeit der Petersburger Gesellschaft, der Stallmeister Rodsjanko, habe den Plan gefasst, eine Expedition auszurüsten. Halle, als Chirurgen, habe er die ärztliche Leitung angeboten, zugleich ihn beauftragt, das ärztliche Personal auszusuchen.

Ich erklärte mich sofort bereit. Mein heisser Wunsch sollte in Erfüllung gehen, ich sollte Zeuge jenes grossen historischen Momentes werden, der der erstaunten Welt das ungeheure Schauspiel des Aufeinanderprallens der gelben und weissen Rasse bot. Ich sollte aus nächster Nähe sehen, wie Japan die Aufgabe erledigen würde, für die es sich berufen fühlte: Das Erbe des sich in Parteihader und Nationalitätenhass zerfleischenden, in seinen Grundfesten erschütterten Europa anzutreten.

Es folgte eine kurze Beratung, und noch am selben Abend war ein Plan ausgearbeitet. Unter persönlicher Leitung des Stallmeisters sollte in kürzester Zeit eine fliegende, möglichst leicht bewegliche, also berittene Kolonne auf den Kriegsschauplatz gehen. Bestehen sollte sie aus drei Aerzten, vier Feldscheren und einer grösseren Anzahl Sanitäre. Sofort wurde ein Telegramm dem Kollegen Krüger nach Tuckum geschickt, mit der Aufforderung, sich dem Unternehmen anzuschliessen. Wie wir erwartet hatten, traf eine Zusage ein.

Nun begann eine rührige Tätigkeit. Unser Führer begab sich nach Petersburg, um dort alles selbst in die Hand zu nehmen, ein befreundeter Kollege wurde nach Berlin geschickt, um In-

strumente, Zelte, Betten, Kleidungsstücke usw. einzukaufen, wir blieben in Riga, um einen Teil des Personals anzuwerben und unsere eigenen Geschäfte zu ordnen. —

Der 28. März, der erste Osterfeiertag, fand uns endlich auf dem Bahnhof, wo sich zum perlenden Nass im schäumenden Kelchglas manch reine Perle aus Freundesauge mischte. Ein letzter Händedruck, ein letztes Winken, und hinaus ging es ins Ungewisse. —

In Petersburg mit der obligaten Verspätung von anderthalb Stunden eingetroffen, wurde dem äusseren Menschen schnell die notwendige Aufmerksamkeit zu teil, und dann gings zum Palais Seiner Exzellenz. Schon im Vestibül schlägt uns ein intensiver Ledergeruch entgegen, der mit den pompösen Räumen, in denen sich ein Heer steifer englischer Diener geräuschlos bewegt, eigentümlich konstratiert. Man tritt in den riesigen Saal und sieht sich in ein gewaltiges Warenlager von Ausrüstungsstücken für einen Feldzug versetzt. Ganze Berge von Sätteln und Zaumzeug türmen sich hier auf, dort liegen im bunten Durcheinander, wie der Zufall es gerade gefügt hat, Garderobegegenstände und Wäsche. Dazwischen stehen Kisten, die mit festem, wasserdichtem Stoff bezogen und, um sie an die Sättel hängen zu können, mit Haken versehen sind; ferner Feldbetten für unser Lazarett, Schlafsäcke fürs ganze Personal. Dort liegen, in friedlicher Nachbarschaft von festen Wasserstiefeln und lederbezogenen Feldflaschen, schwere Revolver, Operngläser und Kompasse. Man geht weiter in die anstossenden Räume, überall sieht man dasselbe Bild. Als einziger Punkt, der das ermüdende Auge ruhen lässt, der das ganze Chaos zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfügt, leuchtet die flammende Farbe des roten Kreuzes entgegen. Durch alle Räume wogt eine Menge von Zuschauern, Feldscheren, es regen sich Hunderte von fleissigen Händen, um möglichst bald Ordnung in dieses Tohuwabohu zu bringen.

Diesem eigenartigen und fesselnden Getriebe entzog uns eine Aufforderung Seiner Exzellenz, uns die Sergijewskoje Bratstwo anzuschauen. Dieses Institut verdankt, wie so viele andere in Petersburg bestehende, seine Existenz der Wohltätigkeit der höheren Gesellschaft. Die Bratstwo ist eine Anstalt, die den Zweck hat, 70 Waisen und 16 alte Arme zu verpflegen. Sie ist mit Speisesälen verbunden, in denen Passanten für ein Geringes ein guter Mittagstisch verab-

folgt wird. Zwei grosse Säle sind für die ganz Armen bestimmt. Hier kostet das Mittagessen von zwei Gerichten, die, wie wir uns selbst überzeugen konnten, von vortrefflicher Qualität waren, bloss sechs Kopeken. Ein etwas besser ausgestatteter Saal, in dem der Mittagstisch für zehn Kopeken geliefert wird, wird von Studenten, kleinen Beamten und verarmten Leuten besserer Stände viel besucht. Die Kirche fasst über tausend Personen. Damen der höchsten Gesellschaft leiten den wirtschaftlichen Teil. Im verflossenen Jahr sind über hunderttausend Portionen abgelassen worden, zum Teil unentgeltlich. Als wir den Speisesaal betraten, war dieser dicht besetzt von, ich möchte sagen, Gorkischen Gestalten, die sich als Ostergäste eingefunden hatten.

In den nächsten Tagen rührten wir uns tüchtig, so dass am Morgen des 31. März unsere ganze fertige Bagage in die Manege der Uraler Kosaken übergeführt werden konnte. Dort übten wir uns und das Personal im Aufstellen der Zelte, Satteln und Bepacken unserer Lastpferde usw. Die Manege war in ein Kriegslager im kleinen umgewandelt, und wir hatten nun auch Gelegenheit, all die uns anvertrauten Schätze kennen zu lernen. Da wir voraussichtlich oft in schwierigem Gelände tätig sein dürften, führen wir keine Wagen mit uns: Unsere ganze Bagage wird von Lasttieren getragen, deren jedes mit 4 Pud belastet ist. Aus dem Grunde sind unsere Ausrüstungsgegenstände auch möglichst leicht, dabei aber genügend fest gearbeitet. Mir scheint das Bambusrohr, aus dem unsere Betten und Teile unserer Zelte — wir führen letzterer zehn — angefertigt sind, beiden Anforderungen zu entsprechen. Die Lastsättel sind recht breit, erinnern entfernt an die bekannten Zirkussättel. An beiden Seiten sind Haken befestigt, an die die einzelnen Gepäckstücke gehängt werden. Ueber den bepackten Sattel wird zuletzt ein inpermeabler Stoff gedeckt, der tabaksbeutelartig unter den Koffern zusammengezogen wird, diese zugleich etwas hebend und dadurch die Flanken des Tieres vor Druck schützend. Unser Operationstisch lässt sich schnell auseinandernehmen und aufstellen, ebenso unsere 50 Betten. Jedes von den letzteren lässt sich zugleich auch als Tragbahre benutzen, man braucht nur den Rahmen aus dem Gestell zu heben. Anderseits lassen sich unsere 20 Bahren bequem in Betten umwandeln.

Schliesslich hatte sich unser beim Hantieren mit der Kriegsausrüstung eine gewisse kriegerische Stimmung bemächtigt.

1*

Diesen Moment benutzte der Stallmeister, um uns »in corpore« in ein Restaurant zu bringen, wo wir unserm Tatendrang bei den Genüssen der Tafel freien Lauf liessen. »Nil est ab omni parte beatum!« Die traurige Nachricht vom Untergang des „Petropawlowsk" warf einen schweren Schatten auf unsere Festfreude.

Am Morgen des 2. April hatten wir uns schon zeitig in der Manege versammelt, wo wir den letzten Schliff bekamen.



Links: Feldscher Predneek. Von oben nach unten: Stallmeister Rodsjanko, Dr. Halle, Dr. Krüger.

Dann ging es in geschlossenem Zuge hinunter den Newsky Prospekt, voran der Leibtscherkesse des Stallmeisters mit der grossen Fahne, ihm folgten paarweise zuerst wir Aerzte, dann Feldschere und Sanitäre, den Schluss bildeten unsere Lastpferde, ungefähr 60 an der Zahl, in voller feldgemässer Ausrüstung.

Auf dem Hof des Anitschkow-Palais wurde Halt gemacht und unsere Kolonne der hohen Auszeichnung gewürdigt, Ihrer

Majestät der Kaiserin Maria Feodorowna vorgestellt zu werden. Es gibt Momente im Leben, die man nie vergisst: das weihevolle Abschiedsläuten der Kapelle des Anitschkow-Palais fand einen warmen und dankbaren Wiederklang in unsern Herzen. Geleitet von den Segenswünschen der die Strassen dicht anfüllenden Volksmassen kehrten wir zurück.



Typen russischer Bauern aus Ost-Russland.

Am 4. April — einem Sonntage — wurde unsere Kolonne vom ehrwürdigen Priester Iwan von Kronstadt eingesegnet, und am 6. April, 12 Uhr mittags, setzte sich unser Zug in Bewegung, der uns dem fernen Felde unserer Tätigkeit zuführen sollte.

Allen jenen aber, die uns Fremden während unseres Aufenthalts in Petersburg die Trennung von der geliebten Heimat durch ihr liebenswürdiges Entgegenkommen erleichtert haben, sei auch durch diese Zeilen ein von Herzen kommender Dank ausgesprochen.

Von Petersburg bis Irkutsk.

Eine englische Zeitung brachte die Notiz, ein Amerikaner hätte kurze Zeit nach Ausbruch des Krieges eine Fahrt mit der sibirischen Bahn unternommen, bloss zu dem Zweck, um



Typen russischer Bauern aus Ost-Russland.

die Reiseschwierigkeiten kennen zu lernen, die seiner Vorstellung nach enorm sein müssten. Diese sportsgemäss betriebene Jagd nach Abenteuern brachte ihm jedoch keine andere Ausbeute, als die Erkenntnis, dass er kaum jemals bequemer und

Wir passieren die Brücke, sie wird von Soldaten streng bewacht, zum ersten Male haben wir das Gefühl, dass wir ernsten Zeiten entgegengehen. Zur Ermunterung holt Kollege Krüger eine Flasche selbstpräparierten, kurischen Berberitzenschnaps heraus,



Blick auf die Wolga.

ein Butterbrot und einige Flaschen Bier versetzen uns bald in die beste Frühstücksstimmung.

Bei Abdulino näherten wir uns bereits stark dem Ural, überall lag noch tiefer Schnee, obgleich wir bereits den 11. April schrieben und in der Wolgaebene den schönsten Frühling fanden, so dass auf den Feldern gepflügt und gesät wurde. Dass wir bereits weit nach Osten gekommen sind, zeigen unsere Uhren, die, nach Petersburger Zeit gestellt, bereits um zwei Stunden differieren.

Weiter geht es durch reines Tatarenland. Die Dörfer sind unglaublich verfallen, eigentlich sieht man nur grosse Strohhaufen, die die menschlichen Wohnungen verdecken. Der Tatar stapelt nämlich das ausgedroschene Stroh einfach über die Häuser und im Winter verfüttert er es dann bis aufs Dach; ist die Witterung besonders ungünstig, wird dieses auch noch angegriffen. Wir waren erstaunt, in diesen elenden Dörfern Kirchen zu sehen,

die wir zuerst für lutherische hielten. Der Halbmond, der den Turm krönte und den wir anfangs für einen Hahn hielten, klärte uns über unsern Irrtum auf.

Der 12. April führte uns durch die herrliche Gebirgslandschaft des Ural. Der Bahndamm zieht sich in Schlangenlinien stets am Flussufer entlang. Rechts und links von uns pittoreske Kalksteinformationen, durchbrochen von reissenden Gebirgsflüssen, dazwischen liegen friedliche Dörfer, die durch ihr sauberes und schmuckes Aussehen einen angenehmen Kontrast zu den armseligen Tatarenbehausungen der Ebene bilden. Der sichtbare Wohlstand der hiesigen Bevölkerung hängt wohl mit der hier stark entwickelten Montanindustrie zusammen. Mir, als Jäger, wurde das Herz durch die Erzählungen eines Stabskapitäns über



Tatarengruppe auf einer Station.

den Wildreichtum der Gegend schwer gemacht. Zumal Rehe soll es in grosser Menge geben und auf dem Schnepfenstrich soll man bis 50 Schuss an einem Abend abgeben können! „Relata refero“.

Am 13. überschritten wir die asiatische Grenze. Dieses Ereignis feierten wir durch Absendung von Telegrammen und vielen Karten. Unsere heitere Stimmung fasste der Stallmeister im Text einer nach Riga geschickten Postkarte zusammen: „Sie können sich nicht denken, welches Glück, nach Sibirien zu kommen, ohne gestohlen zu haben!" Sentimentalitäten liegen uns fern, trotzdem mussten wir der Tausende gedenken, die vor uns denselben Weg gegangen waren — gebrochenen Herzens.



Gruppe sibirischer Bauernfrauen.

Tscheljabinsk, die erste sibirische Stadt, die wir betraten, erreichten wir früh morgens in der Hoffnung, unsere Waggons sofort einem Postzuge anhängen zu können. Nicht wenig deprimierte uns daher die Eröffnung des Kommandanten — der Stationschef ist des Kriegszustandes wegen dieser Militärperson unterstellt — er würde uns erst mit dem nächsten gemischten Zuge, also in etwa 11 Tagen, bis Irkutsk weiter befördern können. Da half kein Reden, wir schickten uns ins Unabänderliche mit der Hoffnung auf einen günstigen Zufall.

Wir fuhren in die Stadt, die trotz ihrer elektrischen Beleuchtung einen trostlosen Eindruck macht. Die Strassen un-

gepflastert, mit tiefem Sand bedeckt, die kleinen Holzhäuser unregelmässig angelegt. Dabei staubt es entsetzlich. Wir nahmen ein Bad, wobei wir uns nachher die Prussaken aus den Kleidern und Stiefeln herausschütteln mussten und machten einige Einkäufe. Die Läden sind recht gut, die Preise nicht hoch. Unterdessen hatte unser Schicksal eine ganz unerwartet günstige Wendung genommen: Ein Extrazug hatte eine Menge hochgestellter Beamten gebracht, mit denen unser Stallmeister zum Teil bekannt war, und diese ordneten an, dass unsere Kolonne am nächsten Tage mit einem Sonderzuge weiter befördert werden solle.



Station At-Bulatt am Ural.

Hier trafen wir den ersten Transport von Verwundeten. Es waren zehn Matrosen, die am 27. Januar vor Port Arthur blessiert waren. Herzlich leid tat uns ein Matrose des Torpedobootes „Besstraschny", dem beide Beine amputiert waren.

Am andern Morgen weckte uns die Nachricht, ein grosser Sanitätszug sei eingetroffen. Etwas sorgfältiger als gewöhnlich wurde Toilette gemacht, galt es doch, vor den Blicken von 132 Schwestern in Ehren zu bestehen. Reizende Frauen und Mädchen lernten wir kennen, zum grössten Teil der besten Gesellschaft angehörig. Als wir noch einer jungen Schwester, die plötzlich

erkrankte, tatkräftigen Beistand leisten konnten, erfolgte eine allgemeine Verbrüderung. Ein nicht endenwollendes Händedrücken und Aufwiedersehenrufen erfolgte, als sich der Zug in Bewegung setzte. Bald darauf verliess auch unser Zug die Station, er sollte uns in schneller, ununterbrochener Fahrt bis Irkutsk bringen.

Obgleich man uns schon darauf vorbereitet hatte, dass die nächste Strecke öde und langweilig sei, deprimierte uns doch die ungeahnte Monotonie der Landschaft. Am Abend des 15. April



Bauerngruppe auf einer sibirischen Station.

passierten wir den Irtysch bei Omsk und 24 Stunden später die grosse Brücke über den Ob. An Länge kommt sie der Wolgabrücke nahe. Das Eis auf dem Flusse stand noch.

Es werden in den Zeitungen so viele Gerüchte über die fabelhaften Preise auf den Stationen der sibirischen Bahn ausgesprengt, dass ich zur Orientierung der Leser bei diesem Punkt einige Momente verweilen möchte. Ich will nur das eine konstatieren, dass man augenblicklich hier viel besser und billiger als in Europa lebt. So speiste der Stallmeister eines Abends 82 Soldaten, welche einige Tage nichts Warmes gegessen zu haben angaben. Das Menu bestand aus Kalbskotteletten, Kar-

bonade, Irtyschfisch und Birkhuhnbraten. Die Rechnung betrug 39 Rubel. Man urteile selbst! Ferner will ich noch einen Punkt berühren. Wir machen uns vielfach ganz falsche Vorstellungen von dem Betrieb auf der sibirischen Bahn. Wie glücklich könnten wir sein, wenn alle unsere russischen Bahnen mit einer solchen Präzision arbeiteten, wie diese so stark angeschwärzte Bahn. Und welche Anforderungen werden momentan gestellt! Es ist unfassbar, wie ein einspuriges Gleis einen so gewaltigen Verkehr bewältigen kann. Trotzdem kommen Verspätungen oder andere



Tscheljabinsk.
Auf den Kriegsschauplatz fahrendes Sanitätspersonal.

Unregelmässigkeiten so gut wie gar nicht vor. Das Personal zeichnet sich durchweg durch grösste Liebenswürdigkeit aus. Wie äusserst sympathisch hat uns z. B. das Personal in Tscheljabinsk berührt. Dieser an der Grenzmarke zweier Weltteile gelegene Punkt lässt in Friedenszeiten an Auswanderern allein durchschnittlich 4000 Personen täglich durch, die alle befördert, verpflegt und eventuell untergebracht werden müssen. Wieviel mehr passieren jetzt zu Kriegszeiten diesen Ort. Sieht man all die Militär-, Post-, Express-, Extra- und Güterzüge, die auf den Stationen schnell und sicher hintereinander abgefertigt werden, so hat man

das beruhigende Gefühl, dass die Bahn ihrer Aufgabe voll gewachsen ist, auf der Höhe der Zeit steht.

Je mehr wir uns Irkutsk nähern, desto häufiger überholen wir Militärzüge, die fast ausschliesslich Kosaken befördern. Ein Grauen erfasst mich, wenn ich diese wilden Gesellen auf den Feind stossen sehe. Es sind starke, grobknochige Gestalten mit Gesichtern, die aus Erz gegossen erscheinen, in deren Auge ich vergeblich einen Zug von Mitgefühl oder menschlicher Regung



Zug mit Proviantwagen.

gesucht habe. Es sind schweigsame Leute, die auch unter sich kaum ein Wort reden. Von ihren Pferden habe ich mir doch eine andere Vorstellung gemacht. Diesen kleinen, ruppigen, halb verhungerten Kirgisenkleppern sieht man es wahrlich nicht an, dass sie den grössten Strapazen gewachsen sind.

Am 17. April, 3 Uhr morgens —, nach der Lokalzeit 7 Uhr —, passierten wir die Station Taiga. Taiga wird der grosse sibirische Urwald genannt, der, hier beginnend, eine Breite von etwa 3000 Werst hat. Das Innere dieses kolossalen Waldes ist noch von keines Menschen Fuss betreten worden, ein waghalsiges, weiteres Vordringen in denselben soll schon vielen das Leben gekostet



In die Mandschurei fahrendes Militär. Vorne Leute mit dem Georgskreuz für den Chinesischen Krieg.

haben. Auch der Jäger kommt nicht weit, und Leute, die dort gewesen, schildern die Taiga als etwas Trostloses und Totes. Das dichte Blätterdach lässt nie einen Sonnenstrahl bis auf den Boden dringen, daher gibt es dort keine Vegetation. Nur die seit Jahrtausenden im steten Ueberlebungsprozess gestürzten Riesen des Waldes bilden einen undurchdringlichen Verhau. Nur wenig Tiere



Hauptstrasse in Irkutsk.

beleben diese Wildnis, es tönt in ihr kein fröhlicher Vogelsang. Der grösste Feind des Menschen ist hier der Mensch. All die entlaufenen Sträflinge, welche, von Heimweh getrieben, ihren alten Wohnungsstätten zuzustreben bemüht sind, finden an den Rändern des Waldes Schutz vor jeder Verfolgung. Der Jäger, welcher sich hierher verirrt hat, scheut sich, abends ein Feuer anzuzünden, das Raubtier wird durch dieses verscheucht, der raubende Mensch aber angelockt. — So schläft die Taiga ihren tausendjährigen

2*

Schlaf. Plötzlich wird er nun unterbrochen durch das Rollen der Eisenbahnzüge und den Pfiff der Lokomotive.

Uebrigens merkt man von der Bahnlinie aus nichts von dieser Unberührtheit, rohe Barbarenhände waren hier geschäftig, der Taiga den keuschen Zauber der Jungfräulichkeit zu rauben.

Wir atmen auf, endlich haben wir die nicht endenwollende, öde Steppe verlassen, langweilig durch die absolute Einförmigkeit und Menschenleere. Den ganzen Tag ermüdet das Auge stets das gleiche Bild — eine mit verdorrtem Gras bestandene, unübersehbare Fläche. Die einzige Abwechslung bringt bei eintretender Dunkelheit das uns neue, imposante Schauspiel der brennenden Steppe. Unwillkürlich werden wir an die schöne Kindheit gemahnt, wo die Indianergeschichten mit den Präriebränden unsere Phantasie mit wilder Abenteuerlust erfüllten. Hier ist das Abbrennen des verdorrten Grases ein ungemein friedlicher Vorgang, der sich jedes Frühjahr wiederholt, um den Pflanzen leicht assimilierbare Nahrung zu bieten. Die trostlos schwarze Fläche, die der Brand hinterlässt, soll sich denn auch nach dem ersten warmen Regenguss in kürzester Zeit in ein farbenprächtiges Blütenmeer verwandeln. Je mehr wir uns der Waldregion nähern, desto häufiger wird die Ebene von kleinen Gruppen von Birkenbäumen unterbrochen, die, immer dichter werdend, schliesslich unmerklich in das ewige Schweigen der Taiga versinken. Wir staunen über diesen unendlichen Landreichtum und stellen uns unwillkürlich die Frage: Woher werden die Millionen fleissiger Ansiedler kommen, die diesen Reichtum nutzbar machen? Wann wird der Pulsschlag fröhlicher und gedeihlicher Kulturarbeit diese Einöde durchzittern?

Von Irkutsk nach Mandschuria.

„Geduld, Geduld, Geduld!"

Ueber den tieferen Sinn dieser schnell populär gewordenen Worte Kuropatkins nachzudenken, wurde uns auf dem zweiten Teil unserer Reise überreichlich Gelegenheit geboten. Hatte uns von Tscheljabinsk an unser Extrazug in fast ununterbrochener, sausender Fahrt durch ganz Westsibirien gebracht, so traten wir mit Irkutsk in das lähmende Stadium der langsamen Beförderung. Sieben Werst von Irkutsk liegt Innokentjewskaja. Hier trafen wir am 20. April ein. Auf dieser Vorstation, die den Zweck hat, den stark in Anspruch genommenen Irkutsker Bahnhof zu entlasten, hatte eine grosse Stauung stattgefunden. Auch wir blieben liegen. Sämtliche Gleise standen voller Züge, konnte ich doch etwa 30 zum Teil unter Dampf stehende Lokomotiven zählen. Der Grund dieser Stockung war in der behinderten Baikalpassage zu suchen. Da der über das Eis geführte provisorische Schienenstrang eben abgebrochen worden, und die Fahrt in Schlitten nicht mehr ungefährlich war, so musste gewartet werden, bis es dem grossen Eisbrecher gelungen sein würde, den Riegel zu sprengen, den die Natur der Bewegung unserer nach Osten strebenden Truppen höchst ungelegen vorgeschoben hatte. Einen Trost, wenn auch einen geringen, gewährte es uns, Leidensgefährten vorzufinden. Geduld! Den Rekord darin mögen wohl die Schwestern der Moskauer Iberischen Gemeinschaft, die seit vier, und die mit dem Sanitätstrain der Grossfürstin Maria Pawlowna abgereisten Schwestern der Revaler Kreuzerhöhungsgemeinschaft, die seit zwei Wochen auf dieser Station, der Beförderung harrend, festsassen, aufgestellt haben. Weit davon entfernt, diesen drücken zu wollen, setzte unser Stallmeister alle Hebel in Bewegung, um uns einem gleichen Schicksal des Vergessenwerdens zu entreissen.

Endlich erreichte er soviel, dass unsere beiden Personenwagen dem bald passierenden Postzuge angehängt und wir nach Irkutsk befördert wurden. Obgleich wir uns nur ungern von unserer Bagage trennten, die wir der Obhut einiger zuverlässigerer Sanitäre überliessen, waren wir doch froh, endlich in die Stadt zu kommen, die wir uns als Grossstadt dachten. Galt es doch, sich hier zum letzten Male für lange Zeit als Kulturmensch aus-



Chirurgische Klinik des Dr. G. von Bergmann in Irkutsk.
Vorne: Dr. von Bergmann und Dr. Halle.

zuleben und noch einen möglichst grossen Vorrat von Kultureindrücken gleichsam als Reservefonds in das uns bevorstehende karge Lagerleben mit hinüberzunehmen. Wir hatten Tscheljabinsk gesehen, waren durch den sprichwörtlich gewordenen Kot Kainsks gewatet, wurden in Petropawlowsk durch das, was wir uns unter dem Begriff „Stadt" vorgestellt hatten, bitter enttäuscht — kurz, wir waren nicht verwöhnt. Und das war gut! Irkutsk ist vollkommen unfertig, ein Dorf von 100 000 Einwohnern. Nur die Hauptstrasse ist gepflastert. Selbst an dieser, die abends in elek-

trischer Beleuchtung erstrahlt, liegen neben einigen architektonisch schönen, grossartigen Neubauten mit zum Teil hocheleganten Läden die jammervollsten Baracken. Die Pariser Toilette ist vielfach vertreten, und — das muss ich zur Ehrenrettung der sibirischen Metropole sagen — die Trägerinnen dieser sind meist auffallend wohlaussehend. Oder sollte unser Begriff über weibliche Schönheit durch den langen Mangel an weiblichem



Blick auf das Ufer des Baikal-Sees mit dem Dampfersteg.

Umgang eine Umprägung erlitten haben? Das „Grand Hotel" ist ein Lokal ersten Ranges, vollkommen modern und geschmackvoll ausgestattet. Hier speist man gut, aber teuer bei den Klängen einer passablen Hauskapelle. Meist sieht man hier Militärpersonen, aber auch das Ewigweibliche ist reichlich vertreten, als deren edelster Repräsentantin, der bekannten Witwe Cliquot, allgemein und energisch gehuldigt wird.

Mich als Balten interessierte es, den Wirkungskreis eines Landsmannes kennen zu lernen. Der der bekannten Chirurgen-

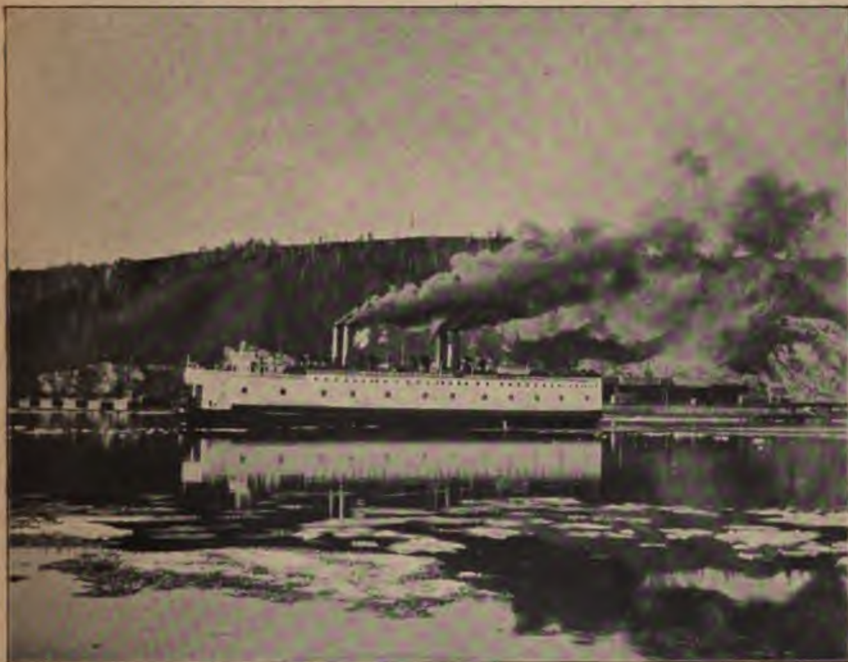
familie v. Bergmann entstammende Dr. G. v. Bergmann leitet hier seit Jahren eine chirurgische Privatklinik, die sich weit über die Grenzen der Stadt hinaus des regsten Zuspruchs erfreut. Er war so liebenswürdig, mir das von ihm ins Leben gerufene Institut zu zeigen. Der Unterhalt der Klinik verschlingt ein nach unsern Begriffen horrendes Geld, zumal die Miete ist fabelhaft hoch. Ein Aequivalent dafür bieten aber die durchweg höheren Honorarsätze, ausserdem produziert das glücklichere Sibirien keine Kreide! Irkutsk hat eine grosse Baltenkolonie, überhaupt haben wir bis jetzt fast überall Landsleute getroffen, oft in hohen und verantwortlichen Stellungen.

In Irkutsk scheint viel Explosivstoff angehäuft zu sein — in den Köpfen der Einwohner. Alle möglichen und unmöglichen Geschichten werden von Frau Fama geschäftig von Haus zu Haus getragen. Da heisst es, der Baikalsee sei durch japanische Minen gesperrt, vor einigen Tagen sei ein Eisenbahnzug kurz hinter dem See von bewaffneten Räuberbanden überfallen worden usw. Eingedenk des Wahlspruches „auf Gott vertrauen und sein Pulver trocken halten" holten auch wir, als wir uns zur Weiterfahrt rüsteten, unsere Revolver hervor und führten regelmässige Nachtwachen ein. Einer unserer Sanitäre war mehrere Stunden vor Abgang unseres Zuges plötzlich spurlos verschwunden. Wir waren vollkommen überzeugt, er sei Räubern in die Hände gefallen und glaubten ihn bereits massakriert — so sehr hatte die allgemeine Kriegsnervosität auch uns ergriffen. Aber als er kurz vor Abgang unseres Zuges mit einem sehr verschämten Gesicht erschien, wussten wir, dass der Brave nicht den Kriegspfad gewandelt war. Ihm wurde die erste Nachtwache zudiktiert.

Am 23. April hatte der grosse Eisbrecher nach mehrtägiger, mühevoller Arbeit eine Fahrrinne durchs Eis gebrochen, am selben Tage wurde der Postzug befördert. Wie mit einem Zauberschlage kam wieder Leben in die stockenden, vor und in Irkutsk festliegenden Massen. Zug auf Zug wurde abgelassen, alles gefüllt mit unseren jungen Kriegern, Militärmusik, Trompetenfanfaren, Soldatengesang, nicht endenwollendes Hurrarufen der Zurückbleibenden — fürwahr ein abwechslungsreiches und anregendes Bild. Auch wir verliessen am 24. April die Hauptstadt Sibiriens.

Die Fahrt bis zum Baikal dauert 2½ Stunden und ist reich an landschaftlichen Reizen. Man fährt während der ganzen Zeit

dem Ufer der Angara entlang. Sie hat etwa die halbe Breite unserer Düna, die Strömung ist reissend, das Wasser dunkelgrün, kristallklar, immer eiskalt. Auch das Baikalwasser soll stets eine sehr niedrige Temperatur haben, nur an einzelnen Punkten, die durch heisse Quellen erwärmt werden, soll man baden können. Je mehr wir uns dem See nähern, desto bergiger wird die Landschaft, steile Felsen ragen rechts empor, und hohe,



Der grosse Eisbrecher »Baikal«.

mit Krüppelbirken und Lärchenbäumen bestandene Berge verdecken den Blick in die Ferne. Plötzlich eröffnet sich die Aussicht vor uns, und wir glauben die Wunder der Alpenwelt zu schauen. Im Vordergrunde der noch mit Eis bedeckte See, dahinter das gen Himmel strebende, gewaltige Gebirge mit seinen mit ewigem Schnee bedeckten, ehrwürdigen Gletscherhäuptern. Die Eröffnung des Militärchefs auf der Station Baikal, wir würden erst in 24 Stunden expediert werden können, war uns unter diesen Umständen nicht unangenehm. Auch hoffte ich dadurch

die Möglichkeit zu erhalten, mich in diesem vielgenannten Ort genauer umschauen und die Verhältnisse kennen lernen zu können.

Der Tag verging fast zu schnell. Herrliche Kraxelpartien, zu denen ich aber nur Schwindelfreien raten will, wechselten mit dem Schauen des interessanten und mannigfaltigen Lebens, das sich am Endpunkt des Schienenweges — dem Dampfer-



Blick auf den Baikal-See vom hohen Ufer aus.

steg — entwickelte. Mir wurde gesagt, dass der See an dieser Stelle eine Breite von 42 Werst habe. Ueberrascht hat mich diese Angabe, da ich die Entfernung bis zum gegenüberliegenden Ufer auf etwa 10 Werst geschätzt hatte. Erst als ich, den abgehenden Dampfer mit meinen Blicken verfolgend, diesen infolge der Krümmung der Eroberfläche allmählich hinter dem Horizont verschwinden sah, wusste ich, dass die den See einengenden Felswände die Täuschung hervorgerufen hatten. Das Nordufer lässt

sich natürlich nicht mit dem Auge erreichen, beträgt doch die Länge des Sees mehr als 800 Werst, d. h. etwa 150 Werst mehr, als die Entfernung von Berlin—Wien. Die Ueberfahrt wird während der eisfreien Zeit von zwei Dampfern besorgt — dem „Baikal" und der „Angara". Ersterer ist ein gewaltiger Koloss mit drei Kesseln von 6000 Pferdekräften und drei Schrauben, von denen die eine sich vorne befindet, um das Eis durch das sich bildende Vacuum nach unten zu drücken und zu zerstückeln.



Blick auf die Station Baikal vom Anlegesteg aus.

Mit jeder Fahrt führt er gegen dreissig Eisenbahnwagen, eine Lokomotive und 2000 Personen hinüber. In seinem Innern hat er ein dreifaches Gleis. Mit einer gewissen Hochachtung musste ich auf den Starken schauen, der, mit solchen Lasten beladen, seinen Weg durch fünf- bis siebenfüssiges Eis zu nehmen vermag. Ein Frösteln überlief mich jedoch bei dem Gedanken, dass eine einzige winzige Pyroxilinpatrone, in seinen Weg gelegt, ihn in einer Minute in ein eisiges Grab von zwei Werst Tiefe zu versenken vermag und damit auch einen Teil unserer Hoffnungen auf ein baldiges, glückliches Ende des Krieges. Die „Angara"

ist bedeutend kleiner und dient nur zum Uebersetzen von Passagieren und Gütern. Es wurde vor meinen Augen eine Menge von Bagagestücken mit der lakonischen Aufschrift „Port Arthur" verstaut. Wie und wann werden die dorthin gelangen?



Soldaten bekommen ihre Mittagsportion.

Am 26. April befanden wir uns mit unserer ganzen Ausrüstung an Bord der „Angara". Der Kapitän entpuppte sich als Balte. Er war ein charmanter Herr, der uns mit Kognak und Zigarren bewirtete und bereitwilligst unsere vielen Fragen beantwortete. Neu war es mir, dass das Land noch vulkanisch aktiv ist. Erdstösse spürt man häufig, regelmässig im März und September. So wurde im vorigen Jahre der Silvesterball in Irkutsk durch ein starkes Erdbeben unliebsam unterbrochen. Steinbauten sieht man wohl aus diesem Grunde in der Baikalgegend selten.

Der Dampfer hat sich seinen Weg durchs Eis dicht an der Winterfahrstrasse gebrochen, die übrigens noch befahren wurde. Die am Wege liegenden, zahlreichen Pferdekadaver redeten eine beredte Sprache vom Hetzen des vorigen Winters. An den noch stehengebliebenen Telegraphenstangen erkannten

Livland so gern jagen, ist hier weniger häufig. Leider konnte ich nicht auf die Auerhahnbalz oder den Schnepfenstrich gehen, da die Wälder noch voller Schnee lagen und die Jagd kein Resultat versprach. Das Wasserwild wird auf den kleinen, mit Schilf dicht bestandenen Inseln mit Erfolg gejagt. Ganze Gesellschaften tun sich zusammen und suchen die Schilfpartien per Dampfer auf. Das Ergebnis einer mehrtägigen Jagd soll 3—4000 Stück Enten, Schwäne und Gänse betragen. Von vielen Jägern wird dem Nörz berufsmässig nachgestellt. Das Angebot



Tanzende Soldaten.

ist denn auch ein so grosses, dass ein Pelz aus diesen Fellen 10—15 Rubel kostet!

Nach recht schwieriger Ueberfahrt in Myssowaja, der Endstation der transbaikalischen Teilstrecke der grossen sibirischen Eisenbahnlinie eingetroffen, wurden wir durch einen eigenartigen Anblick überrascht. Während wir, auf Weiterbeförderung harrend, den Taucherarbeiten an der Anlegebrücke zuschauten, traf ein Zug mit Arrestanten ein, die weiter ins Land hinein befördert werden sollten. Einem Wagen entstieg eine Menge von Japanerinnen — Auswurfstoffe des vom Kriegssturm in Aufruhr versetzten Meeres gelber Menschen! Ich hatte mir das erste Zusammentreffen mit Japan eigentlich anders gedacht.

konnte
gehen,
kein
n, mit
e Ge-
artien
d sol
vielc
igeb

...den müss
...h da

...ängnis
...n Nerver
Station,
...lz angefüll
...lamme. Bei

...nko mit drei Burjäten.

... herrschenden Dürre fing bereits ...nden Wagens Feuer. Zum Glück ...mit dem brennenden Tender abzu- ...u erreichen, wo das Feuer gelöscht

...uns wieder das fahle Gelb der Steppe, ...lang durch die herrlichen Wald- und ...aikaliens gefahren waren. Die Steppe ...förmigen Erhebungen durchzogen. Hin ...uf der endlosen, baumleeren Fläche runde

der Zug setzt sich in Bewegung und weiter gehts mit Gesang dem Felde der Ehre oder des Todes entgegen.

Die erste Tagesreise hinter dem Baikalsee führt ausschliesslich dicht am Ufer des Sees entlang. Zur Rechten haben wir schöne, malerische Felspartien, zur Linken den wunderbaren See. Weiter gehts durch herrlichen Tannenwald, wie ihn uns die baltische Heimat lieben gelehrt hat; das Gelände ist nicht flach, sondern



Mittagessen aus der Soldatenküche.

überall erheben sich hohe Berge. Wir hatten uns am lichten Weiss der für Sibirien charakteristischen Birke müde gesehen, das ernstere Grün der Tanne scheint mir auch besser zur momentanen Stimmung zu passen. Zwei Tage lang fahren wir durch diese herrliche Landschaft. Den Vergleich mit der Semmeringbahn muss ich gelten lassen, nur habe ich dort wildere Felspartien, hier schönere Berge gesehen.

Mit der Verpflegung geht es wider Erwarten gut. Auf einzelnen Stationen gibt es noch warme Speisen, doch ist der Vor-

rat meist gering, so dass wir uns einschränken müssen. Das Fleisch ist hart und zäh — nun, satt wird man auch davon, nur ermüdet die Kaumuskulatur.

Ein kleines Abenteuer, das für uns fast verhängnisvoll geworden wäre, brachte Leben in die erschlafften Nerven. Auf offener Fläche, zum Glück nicht weit von einer Station, hielten wir plötzlich. Der Tender, der bis oben mit Holz angefüllt war, war in Brand geraten und loderte mit heller Flamme. Bei dem



Stallmeister Rodsjanko mit drei Burjäten.

starken Gegenwind und der herrschenden Dürre fing bereits die Wand des zunächststehenden Wagens Feuer. Zum Glück gelang es, die Lokomotive mit dem brennenden Tender abzukoppeln und die Station zu erreichen, wo das Feuer gelöscht wurde.

Am 29. April grüsste uns wieder das fahle Gelb der Steppe, nachdem wir drei Tage lang durch die herrlichen Wald- und Gebirgsgegenden Transbaikaliens gefahren waren. Die Steppe ist von einzelnen wellenförmigen Erhebungen durchzogen. Hin und wieder sieht man auf der endlosen, baumleeren Fläche runde

Hütten, die äusserst primitiv aus Fellen und Filz zusammengestellt sind — die ersten Burjätenjurten. Berittene Hirten bewachen ihr bewegliches Eigentum, grosse Herden, die sie nomadisierend durch die Steppe treiben. Am Bahndamm steht ein weidendes Kamel und glotzt uns stumpfsinnig an. Ein mächtiger Adler umkreist in grossem Bogen unsern Zug, sich zuweilen auf Schussweite nähernd. Leider hatte ich keine Patronen zur Hand, sonst hätte er baltische Jägerart kennen gelernt. Ein glühend heisser, trockener Wind lässt uns die Nähe der Wüste Gobi ahnen. Sehr empfindlich sind die grossen Temperaturschwankungen. Da die Luft äusserst trocken ist, tritt unmittelbar nach Sonnenuntergang eine plötzliche Abkühlung ein, die uns nachts den Schlaf raubt, aber da wir uns dem Endziel unserer Reise nähern, wollen wir uns nicht mehr der Mühe unterziehen, die Winterdecken hervorzuholen.

Je näher der Station Mandschuria, desto mehr ist die mongolische Rasse vertreten. Ueberall sieht man schon Chinesen, aber auch Vertreter anderer mongolischer Völkerstämme, die, selbst wenn sie sich unvermischt erhalten haben, nur von einem geübten Ethnologenauge voneinander unterschieden werden können. Der alte Westen hat für uns zu existieren aufgehört. Immer tiefer tauchen wir ins Meer des grossen Ostens. Selbst unsern Hunger nach geistiger Nahrung kann uns Europa nicht mehr stillen, mit Gier stürzen wir uns auf — horribile dictu — Wladiwostoker und Charbiner Zeitungen.

Lebe wohl, Kultur, morgen erwachen wir in China!

Durch die Mandschurei.

Ein Rohbau aus beschälten Balken, ein geräumiger Speisesaal mit schlechtem und teurem Essen, grosse Unsauberkeit — dies ist der Eindruck, den ich von der Grenzstation »Mandschuria« gewonnen habe. Kurz nach Mitternacht des 29. April trafen wir hier mit Verspätung ein. Unser Zug sollte um 4 Uhr morgens weiterfahren, doch geschah dies erst um 8 Uhr. Wir haben uns in letzter Zeit an Verspätungen und langen Aufenthalt auf den Stationen so sehr gewöhnt, dass wir es als etwas ganz Selbstverständliches hinnehmen.

Das »Reich der Mitte«, von der Grenze Transbaikaliens aus betreten, macht einen höchst deprimierenden Eindruck. Einen ganzen, langen Tag fuhren wir durch die uns endlos dünkende Wüste. Ein furchtbarer Sturm pfiff in allen Tonarten und rüttelte an den Coupéfenstern, glühend heisse Sandmassen durch die Luft wirbelnd, jegliche Aussicht verdeckend, die Passage aus einem Wagen in den andern unmöglich machend. Selbst das Innere unseres Waggons war trotz doppelt geschlossener Fenster und dicht schliessender Vorhänge von einer heissen Staubwolke erfüllt. Das Atmen fällt schwer, möglichst wenig dieser stickigen Luft sucht man seinen Lungen zuzumuten. In die Polster des Coupés gedrückt, verstumpft man den schneckengleich dahinschleichenden Tag. Trostlos, entmutigend, entsetzlich ist eine Fahrt durch das vom Sturm gepeitschte, wüste Sandmeer. Und da sollten wir Mainacht feiern! Nein, einer beneidenswerten, mit mehr Phantasie begabten, glücklichen Jugend wollen wir das überlassen. Als der Abend Kühlung gebracht hatte, suchten wir frühzeitig unser rüttelndes Lager auf, um im Traum sprühende Maifeuer zu schauen und dem alten Mailied zu lauschen.

Und der Mai war doch gekommen — über Nacht! Als wir am Morgen des ersten Mai erwachten, hatte sich das landschaftliche Bild vollkommen geändert. Wir fuhren durch eine hügelige Gegend. Von dem satten Grün der Fläche hoben sich die lichteren Töne der im ersten Frühlingsschmuck stehenden Weidengruppen ab; an den Abhängen grünte der wilde Birnbaum, die Azaleen standen in voller Blütenpracht. Auch Menschen sind wieder zu sehen, natürlich meist Chinesen. Zum Teil sind es



Auf der Transbaikalbahn.

prächtig gewachsene, elastische Gestalten, und auch an das hässliche Mongolengesicht gewöhnt sich das verwöhnte Auge des Indogermanen. Fast jeder Chinese spricht hier russisch.

Vormittags passierten wir den Gebirgszug des »Grossen Chingan« in mehreren Tunnels, deren längster von unserm Zuge in 13½ Minuten durchfahren wurde.

In Buchatu — unserer Mittagsstation — sahen wir die ersten Koreaner. Es war eine grosse Gruppe von Männern, die als Eisenbahnarbeiter tätig gewesen waren. Sie erinnern stark an die Chinesen, nur ist die Gesichtsfarbe um eine Nuance dunkler. Den Zopf tragen sie zusammengerollt auf den Kopf gesteckt. Als

Kopfbedeckung sah ich bei einzelnen ein schmales Tuch, das in Art einer Binde um Stirn und Hinterhaupt geknotet war.

Die zweite Hälfte des Tages fuhren wir durch romantische Gebirgsgegend — der nach Zizikar hin abfallenden Ostseite des »Grossen Chingan«. Stundenlang folgt die Bahnlinie beim Abstiege einem tiefen Tal, das oft von herantretenden Bergwänden stark eingeengt ist. Aus diesen wachsen an einzelnen Stellen eigenartig geformte, spitze Felsen hervor, die man fast für Burg-



Einfahrt zum Tunnel des »Grossen Chingan«.

ruinen halten könnte. Bei der Menge geradezu idealer natürlicher Schlupfwinkel darf es nicht wundernehmen, dass in der ganzen Gegend Räuberbanden ihr Unwesen treiben. Aus dem Grunde erscheint es gerechtfertigt, dass jeder unserer Wagen nachts einen Wachtposten mit geladenem Gewehr und 125 Patronen bekam.

Den 2. Mai fuhren wir durch immer flacher werdende, baumlose Steppen, bis wir abends 7 Uhr in Charbin eintrafen, wie wir glaubten, dem Endziel unserer Eisenbahnfahrt. Unser Zug wurde

sofort von dienstbeflissenen Chinesen gestürmt, die sich unseres Reisegepäcks bemächtigen wollten. Es begann ein Kampf mit diesen, wobei Püffe oder Fusstritte wenig halfen, nur das Drohen mit der Nagaika schaffte sie uns vom Halse. Wie die eingeschreckten Hunde flüchteten sie auf einige Augenblicke, um, sobald sie sich in Sicherheit wähnten, in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Auf dem Bahnhof herrschte ein schreckliches Menschengewühl, meist sah man Militär — unter anderm bemerkten wir den spanischen Militärattaché, der sich in Begleitung eines Gardeoffiziers zur aktiven Armee begab — dazwischen wanden sich aber überall, wie behende Wiesel, die unvermeidlichen Eingeborenen, alle möglichen Dienste den Passanten anbietend.

Schon die Schritte vom Waggon zum Bahnhofsgebäude liessen uns ahnen, in welchem Zustande sich die Wege während der zweimonatlichen Regenperiode befinden mögen. Denn, obgleich es nur einige Tage geregnet hatte, blieben so gewaltige Schmutz- und Lehmmassen an unsern Stiefeln hängen, dass sie schwer wie Blei wurden. Dementsprechend ist das Stationsgebäude einfach schmutzig. Doch das stört weiter nicht, es passt vortrefflich ins Milieu. Hier erhielten wir Order, mit demselben Zuge weiter nach Liaojang, dem Hauptquartier Kuropatkins, zu gehen. Unsere Pferde und Maultiere seien bereits besorgt und dorthin vorausgeschickt, so dass wir uns dort sofort in die Sättel setzen könnten.

Die fünf Stunden Aufenthalt benutzte ich, die erste Chinesenstadt, die ich zu Gesicht bekam, in Augenschein zu nehmen. Charbin liegt in einer grossen Ebene, die vom Sungari durchzogen wird. Schon aus der Ferne sieht man ein gewaltiges Meer von flachen Häusern. Dass die Industrie hier bereits eine Heimstätte gefunden hat, zeigen die vielen Fabrikschlote. Kirchenkuppeln fehlen dagegen fast ganz. Die Stadt, die am Ufer des Sungari erbaut ist, zerfällt in vier Teile: Das Chinesendorf, Alt-Charbin, Neu-Charbin und der Pristan — ein am Flussufer gelegenes Viertel. — Obgleich die Stadt erst fünf Jahre alt ist, so kann man sie doch schon Grossstadt nennen, wenigstens der Ausdehnung nach. Der Haupthandel und das grosse Leben konzentrieren sich auf dem Pristan. Dort sind all die grossen Läden, deren Besitzer teils Europäer, teils Chinesen sind. Hier befinden sich die Vergnügungslokale, an denen Charbin so reich ist. Die Strassen sind ungepflastert und von einer Beschaffen-

heit, von der sich niemand auch nur die geringste Vorstellung machen kann. Bei trockenem Wetter ist der mandschurische Lehm hart wie Stein, um sich bei eintretendem Regenwetter in kürzester Zeit in einen Morast zu verwandeln. Dann bilden die Strassen das Bild schwarzer, stinkender Sümpfe. Wagen, welche häufig von sechs Pferden gezogen werden, versinken in diesem klebrigen Schmutz, die Pferde drohen zu ertrinken. Die Droschken der Fuhrleute sind mit zwei, drei oder vier Pferden bespannt, je nach der Beschaffenheit der Wege. In der Mitte ein Deichselpferd, die übrigen nach Gutdünken und Geschmack gruppiert.

Als wir in Charbin eintrafen, hatte es nur etwas geregnet, so dass die Strassen noch gut fahrbar waren. Mein Fuhrmann jagte wie ein Wahnsinniger durch den Schmutz, dabei war es stockdunkel, die Strassenbeleuchtung ist gleich Null. Wir prallten, bergabfahrend, gegen ein anderes Fuhrwerk. Beide Kutscher gingen wie die Hasen über den Kopf, und ich konnte im Dunkel nur ein Gewirr von Pferden und Menschen unterscheiden, das im Schmutz wühlte. Dann gab es ein allgemeines Geschimpf, Ordnen des Gespanns, Zusammenbinden der zerbrochenen Wagenteile und weiter ging es im gleichen Tempo. Wir fuhren durch die Hauptstrassen. Zirkus, Spezialitätentheater, Tanzsäle und Vergnügungslokale jeder Art wechselten miteinander ab. Von all diesen Lokalen prägte sich nur eines meiner Erinnerung ein, das Variété »Nowaja Kolchida«, das durch seinen modernen Stil und seine sauberen Fassaden einen angenehmen Kontrast zu der unsauberen Umgebung bildet. Einzelne Strassen sind angefüllt von chinesischen Kaufläden. Originell sehen die vielen Papierlaternen aus, die in allen Grössen und Formen an gebogenen Stangen weit auf die Strasse hinausragen. Zwei Strassen, scheinbar die am dichtesten bebauten, im Zentrum der Stadt belegen, passierte ich, die in mir die Erinnerung an den »göttlichen Dulder« Odysseus und die Sireneninsel wachriefen. Ich hatte kein Wachs in meine Ohren gesteckt, sonst hätte ich nicht vernehmen können, wie der irrfahrende Fremdling in allen Sprachen und Mundarten gelockt wird.

Auf meine Frage, wer eigentlich in der Mandschurei im allgemeinen und Charbin im speziellen die Gewalt habe, konnte der Kutscher keine genaue Auskunft geben.

Das Gericht und die Polizei seien russisch und chinesisch, jeder würde hier nach seiner Façon gerichtet. Die chinesischen

Polizisten sollen ärger wüten, als die Chunchusen. Ein Menschenleben scheint in China keine Rolle zu spielen. Hinrichtungen sind an der Tagesordnung. Meist werden die Delinquenten geköpft. Dieses geschieht auf offenem Platz vor einer grossen Menschenmenge. Denn eine Hinrichtung ist für die Chinesen ein beliebtes Schauspiel. Panem et circenses! Da der Staat ihnen kein Brot gibt, wollen sie sich wenigstens auf Staatskosten amüsieren. Dabei geht es etwa folgendermassen her: Sobald das Urteil gefällt ist, werden die Verbrecher auf die Richtstätte geführt und bekommen fünf Minuten Zeit, um den inneren Menschen zu ordnen. Diese Gelegenheit benutzen sie, um in die furchtbarsten Verwünschungen gegen China und die chinesische Regierung auszubrechen. Dann wird ihnen der Prozess gemacht.

Ein bekannter Offizier hatte derartige Exekutionen mehrmals gesehen. Er hatte auch den Befehl ausgeführt, zwei japanische Offiziere, einen Hauptmann und einen jungen Leutnant, zu richten. Sie waren, als Lamas verkleidet, von unsern Soldaten gefasst worden, als sie die Eisenbahnbrücke über den Sungari in die Luft sprengen wollten. Sofort gestanden sie ihr Vorhaben ein und erwarteten mit bewunderungswürdigem Gleichmut den Tod. Sie baten, mit unverbundenen Augen erschossen zu werden, rauchten vorher eine Papyros, breiteten die Arme weit aus und sahen stolz den auf sie zielenden Soldaten ins Auge. Beim Heben des Säbels krachte eine Salve und von zwölf Kugeln auf einer handtellergrossen Fläche getroffen, brachen sie zusammen. Sie wurden auf sechs Schritt Abstand erschossen.

Je weiter wir ins Innere des Landes vordringen, desto deutlicher sieht man, welche Arbeit bereits geleistet ist, um den Feind aufzuhalten. Alle Stationsgebäude und andere Baulichkeiten sind zu kleinen Festungen umgewandelt. Sie sind von Wällen umgeben, teils aus Sand, teils aus Steinen, mit Schiessscharten versehen. Die Brückenköpfe sind gleichfalls verbarrikadiert, zwischen Sandsäcken gähnen die offenen Schlünde der Kanonen. Auf den Flüssen arbeiten Rammen, um auch die Wasserstrassen für den Feind unpassierbar zu machen. All diese kriegerischen Vorkehrungen beeinflussen die Stimmung, es macht sich auch bei unsern Leuten eine gewisse Kriegsnervosität bemerkbar, wobei sich der Tatendrang oft an nicht geeigneten Objekten Luft macht. So verprügelte z. B. unser Koch ohne Grund vier harmlose Chinesen, und hatte die Lacher auf seiner Seite. Einige Stunden

darauf applizierte der Waggondiener einem Chinesen, der nicht schnell genug unsern Wagen reinigte, drei wohlverdiente Ohrfeigen, und derselbe Koch geriet ob dieser Handlungsweise in eine furchtbare Wut: Eine solche himmelschreiende Ungerechtigkeit könne er nicht mit ansehen, ein Mensch müsse menschlich behandelt werden, selbst wenn es ein Chinese sei. Wir traten hinzu, und es bildeten sich zwei Parteien. Unser



Eisenbahnkatastrophe.

Stallmeister meinte, dem Bestraften sei vollkommen recht geschehen, während der Führer der Gegenpartei — ein Herr, von dem wir wussten, dass er seine Untergebenen recht schlecht behandelt — dem Opfer menschlicher Ungerechtigkeit drei Rubel Schmerzensgeld schenkte. Wir standen dabei und machten uns unsere Gedanken über diese Widersprüche.

In der Nacht vom 3. zum 4. Mai löschten wir zum ersten Male unsere Lampen, selbst unsere Lokomotive fuhr mit gelöschten Lampen. Der Zug bewegte sich in einer Geschwindigkeit von etwa 10 Werst die Stunde vorwärts. Das beständige Pfeifen,

das heftige Bremsen und Wiederanziehen der Maschine erweckten in uns das Gefühl, dass unser Maschinist sich in einer fortwährenden, hochgradigen Spannung befand. Obgleich die Bahnlinie vortrefflich bewacht ist — stehen doch überall Wachtposten und werden nachts die Schienen von berittenen Kosaken und



Rikschahs vor dem Mukdener Bahnhof.

Grenzreitern mit elektrischen Handlampen auf ihre Unversehrtheit geprüft — passiert doch mancherlei. Einige Tage vorher ist der Maschinist auf seiner Lokomotive erschossen worden. Da wird man unwillkürlich nervös!

Am 4. passierten wir die Stelle, auf der vor zirka anderthalb Wochen ein Zug entgleist war. Es hatte ungefähr 50 Tote und 60 Verwundete gegeben. Natürlich hatte man schon stark aufgeräumt, trotzdem konnten wir uns doch noch ein deutliches Bild von der Grösse der Katastrophe machen. Die Maschine hatte sich so tief in den nassen Lehm eingegraben, dass ich sie zuerst als solche gar nicht erkannte. Es war ein wüstes Durcheinander von verbogenen Schienen, Wagenrädern und Achsen, mit den Rädern nach oben gekehrten Plattformen; ein sonst

noch gut erhaltener Wagen III. Klasse, mit eingedrückten Wänden, thronte hoch oben auf dem Trümmerhaufen.

In Tjelin — kurz vor Mukden — entwickelte sich ein schwungvoller Handel mit Gold. Die Chinesen kauften uns unser sämtliches Gold ab, wobei sie für 5 Rbl. Gold 5,50 Kop. Papier oder Silber gaben. Leider konnten wir keine grossen Geschäfte machen, da wir meist Papier bei uns führten.

Mukden berührten wir am 5. Mai morgens. Da der Bahnhof einige Werst ausserhalb der Stadt belegen ist, und unser Zug nur drei Stunden hielt, konnten wir uns diese alte chinesische Kaiserstadt leider nicht ansehen. Dagegen besuchte ich mit dem Kollegen Krüger eine Pagode, die einige Minuten von der Station entfernt liegt. Der massive kugelförmige Turm steht seit-



Eingang zum Tempel.

lich von dem Tempel. Das zerbröckelte Mauerwerk lässt auf ein hohes Alter schliessen. Wir besichtigten das Innere des Tempels. Im Heiligsten befand sich ein kleiner Götze in einem Glasschrein. In einer ungemütlichen, halbdunkeln Zelle sahen wir zwei Männer kauern, die uns teilnahmslos anstarrten und sich in ihrer

Tätigkeit durch unsere Anwesenheit nicht stören liessen. Der eine von ihnen las mit halblauter Stimme in einem alten Folianten. Mit der einen Hand warf er getrocknete Blätter auf ein Kohlenfeuer. Der sich entwickelnde dichte Rauch hatte einen starken, aber nicht unangenehmen Geruch, der uns fremd war. Die Opiumpfeifen, die auf dem Boden lagen, verrieten uns, dass auch diese



Pagode bei Mukden.

frommen Büsser dem Nationallaster der Chinesen fröhnten. Im Tempelhof pflückten wir von einem wunderbar duftenden Fliederstrauch einige Blüten, um sie in die Heimat zu schicken.

Ferner besuchten wir die Wohnung eines chinesischen Uhrmachers. Die Sauberkeit spottete jeder Beschreibung, ärmlich, aber pedantisch ordentlich waren die Wohnräume. Die Kinderchen erinnerten uns an Nippsachen, wie sie, auf den Knien ihrer chinesischen Mama sitzend, mit winzigen Würfelchen spielten.



Strasse im Chinesendorf bei Mukden.

Unsern letzten, längeren Aufenthalt hatten wir auf der Station Jantai — 23 Werst von Liaojang. Während wir in unserm Wagen sassen und die letzten Nachrichten in die Heimat schickten — erwartete uns doch offenbar gleich schwere Arbeit — ertönte plötzlich ein Signal, das die Mannschaften an die Gewehre rief. Im Moment waren alle fertig und marschierten in der Stärke von etwa 2000 Mann ab. Es war die Nachricht eingelaufen, dass ein grösserer Trupp von Japanern auf die Bahnlinie losmarschiere



Chinesische Händler an der Station Mukden.

und bereits bedenklich nahe sei. Nun, unsere Soldaten kehrten bald zurück, da der Feind schnell abgerückt war.

Zum Schluss sei es mir erlaubt, noch einige allgemeine Bemerkungen über die Mandschurei zu machen. Zuerst möchte ich die Preise berühren. Diese gelten jedoch nur für die Stationen, und es ist wohl anzunehmen, dass sie sonst geringer sind. Fleisch ist teuer und schlecht. Den Genuss der Butter haben wir uns ganz abgewöhnen müssen, in Mukden sahen wir noch etwas davon, doch wurde uns der kleine Vorrat für kein Geld abgegeben. Auf den einzelnen Stationen wurden von Chinesen gekochte Eier zu zwei Kopeken pro Stück feilgeboten. Je weiter

wir kamen, desto teurer wurde das Bier und desto billiger der Wein.

Bis Charbin tranken wir Irkutsker — sit venia verbo — Jauche zu 90 Kop. die Flasche. Von dort an wurde amerikanisches Bier verzapft, für das wir 120 Kop. pro Flasche zahlten. Champagner kostete von zwei Rubel an aufwärts. Der beste Jamaika-Rum und Kognak wurde zu drei Rubel pro Flasche angeboten. Papyros kann man auf allen Stationen von Chinesen kaufen. Ein Päckchen von 250 Stück stellt sich auf 75 bis 150 Kopeken.



Eselgespann vor einem Pflug.

Je mehr ich die Chinesen kennen lerne, desto besser gefallen sie mir. Sie erinnern mich mehr an harmlose Kinder, als an schlechte, blutgierige Menschen. Beneiden muss man sie um ihre Fröhlichkeit. Bei der grössten Kleinigkeit brechen sie in ein nicht endenwollendes, homerisches Gelächter aus, auch dann, wenn sie selbst das belachte Objekt abgeben. Ferner ist ihr Fleiss zu bewundern. Selten habe ich so gut bestellte Felder gesehen, wie hier in China. Da gibt es kein Stückchen Erde, das nicht mit viel Liebe beackert wäre. Die Arbeiter sieht man meist mit entblösstem Oberkörper ihrer Tätigkeit nachgehen. Frauen sind von Männern kaum zu unterscheiden, da der Kleiderschnitt fast gleich ist.

Aeusserst originell sind die Gespanne. Der zweirädrige Karren wird von einem Mann gezogen, während ein zweiter hinten schiebt, wobei ihm noch die bei den schlechten Wegen sehr wichtige Aufgabe, das Gleichgewicht zu halten, zufällt. Ist der Weg eben und fest, so fährt man nicht langsam, da die Kulis gute Läufer sind. Der wohlhabende Chinese bedient sich zum Fahren der Fudotunka, eines gedeckten, einspännigen Maultierkarrens, in dem er mit untergeschlagenen Beinen hockt. Das Tier bewegt sich nur im Schritt vorwärts. Die Lastwagen — Arben — sind unglaublich schwerfällige



Fudotunken bei Mukden.

Dinger auf zwei mächtigen, einige Pud wiegenden Rädern. Bei den Gespannen kann man sämtliche Kombinationen von Tieren finden. Pferd, Maultier, Esel, Kuh und Ochs ziehen häufig gemeinschaftlich den Wagen. Gelenkt wird bloss durch ohrenbetäubende Zurufe und die lange Peitsche.

Es sind eigenartige Leute, diese Chinesen. Oft habe ich mir sagen müssen, sie haben eine grosse Existenzberechtigung. Falls sie mit Vorurteilen und Traditionen brechen, kann es ihnen nicht schwer fallen, auf dem festen Fundament uralter Kultur fröhlich und schnell weiter zu bauen. Das ist die Gefahr,

die uns Europäern droht. Ohne es uns eingestehen zu wollen, zittern wir vor dem Gedanken, der schlummernde Koloss könnte plötzlich erwachen und, morgenfrisch dem eisernen Inventar eigener Errungenschaften europäische Geistesarbeit hinzufügend, uns an die Wand drücken. Das ist die »gelbe Gefahr«, nicht eine Eroberung der Welt mit dem Schwert in der Faust, nein, auf industriellem und kommerziellem Gebiet dürfte sich der Kampf abspielen. Fürwahr, unendlich viel müssen wir noch von diesen verachteten Zopfträgern lernen, falls wir uns unser Plätzchen an der Sonne erhalten wollen.

Diese und ähnliche Gedanken mögen wohl jedem durch den Kopf gegangen sein, der sich nicht absichtlich durch eine dicke Schutzbrille europäischen Eigendünkels gegen das ungeteilte Licht der Erkenntnis verschliesst. Die chinesische Mauer wird fallen, und dann »Völker Europas —«, doch wozu den Propheten spielen wollen! Station Liaojang! Am 6. April abgefahren und am 6. Mai eingetroffen. Gottlob, alle wohlbehalten! Die Kanonen donnern, geschäftig für uns Arbeit schaffend! Also mit Gott an die schöne Pflicht, Wunden zu heilen, die andere geschlagen!

Der Reise letzter Teil.

Am 6. Mai morgens trafen wir in Liaojang ein, wo uns eine Baracke der Georjewskaja Obschtschina zur Verfügung gestellt wurde. Diese provisorischen Krankenhäuser sind aus Well-



Ankunft in Liaojang.

blech errichtet, geräumig und zweckentsprechend ausgestattet. Da wir jeden Augenblick den Befehl erhalten konnten, uns einem marschbereiten Truppenkörper anzuschliessen, hiess es hurtig an die Arbeit gehen. Unsere erste Aufgabe bestand darin, möglichst

4*

viel Verbandstoff auf Vorrat zu sterilisieren und keimfrei zu verpacken, da wir als fliegende Kolonne voluminöse Sterilisatoren nicht recht mitnehmen konnten. Die Instrumente mussten geordnet und richtig verteilt werden. Schliesslich musste das schnelle und sichere Aufschlagen und Einpacken unserer Operations-



Unsere Sachen werden vom Bahnhof getragen.

baracke und der andern Zelte, das Bepacken der Lasttiere fleissig geübt werden. Dabei stellte es sich heraus, dass unsere Mannschaft durch das üppige Leben der Reisewochen recht bequem geworden war, und das schnelle Zufassen verlernt hatte. Nun, wir haben den Herren Beine gemacht.

Eine schwierige Aufgabe war es, die geeigneten Reitpferde auszusuchen. Es sind für uns 102 Pferde und Maulesel angekauft worden. Kollege Krüger wählte zuerst und tat einen guten Griff. Mir ging es schlechter, doch schliesslich bin ich auch ans Ziel gekommen und bin mit meinem kleinen, feurigen Hengst, obgleich er angegriffene Vorderbeine hat und deshalb zuweilen stolpert, sehr zufrieden. Die Pferde sind klein und ruppig, haben aber ein fabelhaftes Temperament und gehen einen grossartigen

Trab und Galopp. Schwer ist es, ihr Vertrauen und ihre Liebe zu gewinnen. Aeusserst misstrauisch dem Fremden gegenüber, beissen, schlagen und stürzen sie sich mit allen Vieren auf ihn. Ist es trotzdem gelungen, in den Sattel zu kommen, so legen sie sich einfach hin oder suchen durch Ueberschlagen sich von der lästigen Bürde zu befreien. Ein Kosak, natürlich ein vortrefflicher Reiter, war mir bei der Auswahl behilflich. Nach langem Suchen hatte er schliesslich ein »absolut frommes« Tier gefunden. Vorsichtshalber liess ich ihn zuerst den Gaul besteigen, und — nach kurzer Zeit hatte ihn der kleine Teufel auch schon abgesetzt. Ist es aber erst einmal gelungen, einen solchen Racker ann sich zu fesseln, so ist er der beste Kamerad, seinem Herrn treu ergeben und fabelhaft anhänglich. Die Maulesel sind selbst-



Auf dem Hof des Hospitals.

redend äusserst harmlose Tiere, grösser als unsere Reitpferde, sehr zahm und gefügig, dabei stark und ausdauernd.

Müde und abgehetzt von der Arbeit, gingen wir Kollegen abends auf den Bahnhof, um uns nach des Tages Last und Hitze bei einem Glase auszuruhen. Dort war natürlich alles bis

auf den letzten Platz besetzt. Das Bahnhofsrestaurant stellt nämlich eine Art Nachrichtenbörse dar. Da wir — es klingt absurd — nichts vom Kriegsschauplatz erfahren, so sind wir auf mündliche Neuigkeiten angewiesen, die von den Neugierigen aus Neigung oder Beruf den den Bahnhof passierenden Beamten oder Verwundeten oft mit viel List abgejagt werden. Ohne im überfüllten Lokal ein Plätzchen gefunden zu haben, erfuhren wir, dass sich in der Nähe ein öffentlicher Garten mit Restaurant befinde. Unsere Ueberraschung war gross, im Hof eines chinesischen Tempels einen hübschen Garten mit Variété, passabler Militärmusik und ebensolcher Bedienung und Bewirtung zu finden. Es ist doch ein eigen Ding um den Krieg! Hier, im Herzen Chinas, ein europäischer Biergarten, in der eine lebensfrohe Gesellschaft



Tempelgarten und uralte Pagode bei Liaojang.
(Von einer Japanischen Postkarte.)

von jungen und alten Kriegern unter den Klängen Straussscher Walzer mit Scherzen und Lachen frohe Feste feiert, und dicht daneben ein grimmer Feind, dessen Kanonenschüsse wir vielleicht schon morgen hören können. Der am Tage tobende Sandsturm hat sich gelegt, die heisse, stickige Luft ist einer angenehmen Kühle gewichen. Vom schwarzen, mandschurischen Nachthimmel leuchten die Sterne zu uns herab, gerade über unserm Scheitel das glänzende Bild des grossen Bären. Verschwommen erkennt man die Umrisse der mächtigen, uralten Pagode. Stumm ragt ihre Spitze über die Bäume des Gartens hervor, das muntere Geschrei der unzähligen, sie tagsüber umkreisenden Schwalben und Dohlen ist der nächtlichen Stille gewichen. Ja, wir sin[illegible] eigentümliche Geschöpfe, wir Menschen! So mancher ist i[illegible]heren Heimat nicht so lebensfroh und zuversichtlich g[illegible]e hier im Angesicht des Todes, wo er überall an d[illegible]n des Krieges erinnert wird.

Auf dem grossen Platz vor dem Hospital in Liaojang herrscht vom Morgen bis zum Abend ein reges Leben. Da werden Pferde zugeritten und Maultiere beladen. Da erschallt das Lachen, Scherzen und Fluchen von Menschen, das Wiehern der Pferde und Schluchzen und Klagen der Maultiere und Esel. Niemand achtet auf das Geräusch der Sägen und Hobel, die ebenso geschäftig vom Morgen bis zum späten Abend an sechs Brettern und vier Brettchen, der letzten Behausung der tapferen Soldaten,



Chinesen bei der Arbeit.

zimmern. Für einen Moment verstummt das Leben, entblössten Hauptes rastet ein jeder, wenn ein kleiner, ernster Zug den Hof durchquert und sich zur Pforte hinaus bewegt, voran ein Soldat mit einem einfachen, weissen Kreuz auf der Schulter, dann vier Mann mit dem schlichten Sarg, gefolgt von einem Priester mit zwei Sängern und einem Häuflein Soldaten. Ein ernster Moment, etwas Einkehr in sich selbst, und wieder beginnt das alte Treiben.

Bis 12 Uhr nachts sassen wir im Biergarten, dann machten wir uns zu einer Entdeckungsreise auf.

Ein jeder von uns bestieg eine Rikscha, und hinaus ging es in die dunkle Nacht, der Stadt zu. Wir hatten nicht mit der absoluten Beleuchtungslosigkeit einer chinesischen Stadt gerechnet und haben daher auch nichts gesehen. Interessant war die Fahrt trotzdem. Schon die unzähligen kleinen Lämpchen der den Personenverkehr vermittelnden Rikschas machen einen eigenartigen, märchenhaften Eindruck. Irrlichtern vergleichbar, huschen sie geräuschlos durch die Finsternis.

Uebrigens ist Liaojang eine äusserst originelle Stadt. Wie alle chinesischen Städte, ist sie von gewaltigen Mauern umgeben, die, obgleich viele Tore ins Freie führen, den Verkehr hemmen. An einzelnen Stellen sind breite Breschen in die Mauer geschlagen, um unsern in Garnison liegenden Truppen eine leichtere Beweglichkeit zu sichern. Das Leben in den Hauptstrassen lässt sich gar nicht beschreiben. Das Gedränge ist so entsetzlich, dass man tatsächlich nur mit viel List und unter grossem Geschrei sich einen Weg bahnen kann. Der ganze Handel spielt sich auf der Strasse ab. Die Kaufläden haben zur Strasse hin eine offene Wand, so dass der Käufer den Laden nicht zu betreten hat. Wir waren anfangs entsetzt über die schlechten und unsauber gearbeiteten Waren, die uns Europäern einfach unbrauchbar erschienen. Später hat es sich gezeigt, was die Gewohnheit und Not vermag. Gern haben wir alles gekauft, und sind damit ausgekommen. Auch konnten wir uns anfangs mit den Chinesen über den Preis nicht auseinandersetzen, erst später, als wir gegenseitig das Notwendigste der Sprachen erlernt hatten, ging es mit dem Kaufen gut.

Am 10. Mai wurden wir dem Oberbefehlshaber — Kuropatkin — vorgestellt. Er besichtigte unser Operationszelt, freute sich über die musterhafte Ordnung und wünschte uns ein gesegnetes Wirken. Einen tiefen Eindruck machte dieser Mann auf mich. Er spricht wenig, äusserst ruhig und bestimmt, ist dabei von einer herzgewinnenden Liebenswürdigkeit. Sein Auge scheint alles zu sehen; sein Blick ist kein oberflächliches Drüberweggleiten, nein, ein tiefes Eindringen in die Materie.

Am 12. Mai kam ganz unerwartet der Befehl, uns marschbereit zu machen. Unser Ziel lautete zuerst Haitschön. Dort sollten wir eine Operationsbaracke aufschlagen und dann weiter bis zur Schlachtlinie reiten. Ueber Nacht hatten sich aber die Japaner südlich zurückgezogen und eine weitere Strecke

der Bahnlinie frei gegeben, so dass wir unsere Pferde noch nicht zu besteigen brauchten und mit der Bahn bis Daschitsjao befördert wurden.

Unser Auszug aus Liaojang war sehr feierlich. Nachdem wir unsere Sachen mit militärischer Schnelligkeit gepackt hatten, wurde mitten zwischen unsern schwer beladenen Wagen, mitten unter sich drängenden Pferden, Maultieren und Chinesen aus einer umgestürzten Kiste ein Altar improvisiert, und der



Unser Mittagessen auf dem Hospitalhof zu Liaojang.
Im Hintergrund Baracke aus Wellblech.

Hospitalsgeistliche hielt einen kleinen Gottesdienst. Mit schlichten, warmen Worten gab er uns seinen Segen mit auf den gefahrvollen Weg.

Endlich langten wir in Daschitsjao an. Unsere Sachen und Pferde liessen wir in den Waggons, da wir nicht wussten, wann und wie wir uns fortbewegen würden.

Die Gegend ist äusserst hügelig, überall sind an geeigneten Punkten Batterien und Befestigungswerke angebracht, alles starrt von Militär. Wir stehen am Vorabend einer Schlacht, und doch merken wir nichts von den Dingen, die sich im stillen vorbereiten. Kein Schuss fällt, man sieht keinen Verwundeten. Nie habe ich

mich so sicher gefühlt, wie hier in nächster Nähe des Feindes. Ein Offizier hat seine Soldaten während der langen Reise zu Sängern ausgebildet. Während der vielen müssigen Stunden hören wir mit Vergnügen dem Gesang dieses Chores zu. Es sind prächtige Stimmen darunter, besonders ein junger, bildschöner Russe tanzt zu einzelnen Gesängen einen Kasatschok mit soviel Grazie und Feuer, wie man das selten zu sehen bekommt.



Kolonne marschbereit.

Leid tut es mir, dass man hier nicht schiessen darf, Wild ist in grosser Menge vertreten, vor allem würde ich aber gern dem Raubzeug auf den Pelz klopfen. Riesige Bussarde und Geier umschwärmen einen auf Schritt und Tritt, überall, wo es etwas Essbares gibt, führen sie einen erbitterten Kampf mit den vielen verwilderten Hunden.

Wir fühlen, dass sich grosse Dinge vorbereiten, eine bange Gewitterschwüle lastet schwer auf aller Gemüt. Leute, die etwas wissen, reden nicht, und die Redner wissen nichts. Die meisten Nachrichten, die uns gewöhnliche Erdgeborene erreichen, sprudeln aus Chinesenquellen, und das sind trübe Wasser. Selbst unser Dolmetscher, ein junger, 22 jähriger, intelligenter und recht

gebildeter Chinese, warnt uns davor, seinen Landsleuten gar zu viel zu trauen.

Mit der Verpflegung geht es noch gut; wenn unser Menu auch schlichter geworden ist, so werden wir doch genügend versorgt. Auf einzelne Bequemlichkeiten des alltäglichen Lebens, an die sich ein Kulturmensch leider gewöhnt hat, müssen wir freilich verzichten. Den Wert eines Haarkünstlers richtig einschätzen lernte ich erst, als mein üppiges Haupthaar unter die Chirurgenfinger unseres Oberarztes geriet, der eigenartige Begriffe über Schmerzen anderer hat. Auf einer Schiene vor unserm Eisenbahnwagen sitzend, bearbeitete er mich mit Schere und Rasiermesser unter Assistenz unseres Kochs zum grössten Gaudium einer Schar von neugierigen Chinesen. Wie ein Volk Feldhühner, in die der Jäger tritt, stoben sie auseinander, als er mit der Schere sich auf sie stürzte und das Zeichen des Zopfabschneidens machte.

Pfingsten feierten wir durch einen kleinen Ausflug auf einen nahen Berg. Unter uns lag der Golf von Liautung, an dessen Gestaden wir die Stadt Inkou (Niutschwang) erblickten. Schiffe, die ein- und ausliefen, liessen eine heisse Sehnsucht nach der Heimat aufsteigen, wie Pfingstklänge zogen die Worte des Dichters durch unser Herz:

Es schallt in die Träume, in denen er ruht,
Der fernen Ostsee Rauschen hinein;
Er hört dies Rauschen wohl allerwärts.
Daran erkennt man ein baltisches Herz!

Unser Vormarsch in den Süden.

Der Befehl war ergangen, vorzurücken, um das abgeschnittene Port Arthur, wenn möglich, zu befreien. Dem ostsibirischen Schützenkorps fiel diese Aufgabe zu. Während wir in Daschitsjao sassen, zogen in ununterbrochener Reihe die Regimenter an uns vorüber — südwärts — Artillerie, Infanterie, Reiterei.

Wir sollten uns der Division des General Gerngross anschliessen. Endlich kam sie an, am 18. Mai wurden wir drei Aerzte dem General vorgestellt, am nächsten Morgen um 3½ Uhr sollte aufgebrochen werden.

Unsere Aufregung war natürlich gross, dazu kam noch, dass am Abend zwei unserer Pferde losgekommen und davongelaufen waren und nicht mehr eingefangen werden konnten.

Unter Geschrei und Fluchen wurde gesattelt und gepackt. Besonders unsere 25 Pferdeknechte leisteten Unglaubliches in Kraftausdrückenn, desto weniger in Kraftleistungen. Dieses wurde auf dem folgenden Marsch zur Evidenz dadurch bewiesen, dass das Sattelzeug und die Riemen derjenigen Tiere, die sie zu bepacken hatten, sich beständig lösten und die Lasten zu Boden fielen. Um 7 Uhr waren wir zur Not fertig, und setzten uns in die Sättel.

Mit leerem Magen und leeren Satteltaschen rückten wir aus. Hatte doch niemand bei der herrschenden Aufregung und dem nervösen Drängen von seiten unseres Führers daran denken können, sich mit Proviant und Trinkwasser zu versorgen.

Im Dorf Daschitsjao trat eine Stockung ein; wir kauften schnell einige Eier und Ananaskonserven, die einzigen Artikel, die man hier tatsächlich überall bekommt. Gekochte Eier kosten zwei Kopeken pro Stück, eine Büchse mit einer grossen Ananas 25 Kopeken.

Die Division des General Gerngross besteht aus Artillerie und Infanterie. Zuerst rückte die Artillerie aus, drei Batterien zu acht Geschützen, dann das Fussvolk in der Stärke von 12 000 Mann, schliesslich der Train — ein endloser Zug von Bagagewagen, Feldküchen und anderm Zubehör. Mitten in diesem Gewühl befanden wir uns und bildeten mit unsern 104 Lasttieren eine ganz stattliche Macht.

Wir waren vom Wetter begünstigt. Die Sonne lachte, die Luft war staubfrei, da es nachts geregnet hatte. Doch kannten



Wir rüsten uns zum Aufbruch.

wir das hiesige Klima schon zu gut, um uns unnützen Illusionen hinzugeben. Unter den Strahlen der heissen Sonne und durch den stets herrschenden Wind verwandelt sich der aufgeweichte Lehmboden in einigen Stunden in eine harte Masse, und der leidige Staub beginnt wieder. So war es auch an diesem Tage. Unser Zug bewegt sich durch ein weites Tal, aus dem überall steile, aber vereinzelt dastehende Felsmassen hervorragen. Diese sollen ungemein an die Kopjes Südafrikas erinnern. Links von uns zieht sich in einiger Entfernung das Gebirge hin — Ausläufer der koreanischen Berge. Wir marschieren weiter, die Sonne

Kaitschou, wo wir uns fürs erste häuslich einrichteten. Eins von den an der Station befindlichen leeren Eisenbahnhäuschen besetzten wir, schlugen unsere Betten auf und versanken in einen tiefen Schlaf. Die Gegend bei Kaitschou ist schön, östlich das himmelanstrebende Gebirge, westlich auf vier Werst das Meer, uns Kühlung zusendend. Als »Salz und Brot« wurde uns ein Verwundeter gebracht. Er hatte einen Bajonettstich durchs linke Schultergelenk und das Ohr. Sonst gab es ärztlich noch nichts



Unser Lager in Kaitschou.

zu tun. Von den Verletzten der letzten Schlacht bekamen wir nichts zu Gesicht, sie waren nach Port Arthur transportiert worden. Die Verwundeten der täglichen, kleinen Vorpostengefechte werden mit der Eisenbahn nach Liaojang oder Charbin gebracht.

Bis zum nächsten Abend rasteten wir und stärkten uns zum Weitermarsch. Um 6 Uhr traf der Befehl ein, unser Lager abzubrechen und uns den etwa zwei Werst weiter lagernden Truppen des General Gerngross anzuschliessen. Am andern Morgen sollte frühzeitig ausgerückt werden, das Ziel lautete Wanselin — 65 Werst südlicher. —

Mit militärischer Schnelligkeit wurde gepackt, nach einer halben Stunde sassen wir im Sattel. Nicht ganz leicht fiel uns der Abschied von unserm Häuschen, das wir in der kurzen Zeit unseres Aufenthaltes recht lieb gewonnen hatten. Bot es uns doch einen gewissen Komfort, ja selbst einen Tisch hatten wir dort. Wir schlossen uns der Kolonne des Professor Zoege von Manteuffel und der unter Leitung des Dr. Feldmann stehenden Kolonne des Roten Kreuzes an.



Unser Lager in Kaitschou.

General Gerngross empfing uns äusserst entgegenkommend mit einem opulenten Abendessen, bei dem selbst der Champagner nicht fehlte. Uebrigens zahlt man hier für eine Flasche Sekt, die in Friedenszeiten 2½ Rubel kostet, 17 Rubel und für eine Flasche Bier bereits 2 Rubel. Doch das störte uns weiter nicht in unserer Gemütlichkeit, zumal unser Hausherr und die Herren vom Stabe uns alles mit grösster Liebenswürdigkeit boten. Um 11½ Uhr nachts brachen wir auf, mit dem Gefühl, eine Reihe charmanter Herren kennen gelernt zu haben.

Im Laufe der nächsten vierundzwanzig Stunden sollten wir etwa 65 Werst zurücklegen, eine bei den schlechten Wegen und

der herrschenden Hitze gewiss respektable Leistung. Um dieses Pensum überhaupt leisten zu können, setzten wir uns sofort in die Sättel und hofften, während der kühlen Nacht gründlich vorwärts zu kommen.

Unser nächstes Ziel war Sönjutschön. Wir hatten bis dahin etwa 35 Werst. Der Weg führt durch ein weites Tal und hält sich meist in der Nähe der Eisenbahnlinie. Häufig wurden wir von Militärzügen überholt. Die Soldaten sassen meist auf offenen Plattformen, und diese boten, mit ihren dicht gedrängten Menschenmassen und den starrenden Bajonetten einen eigenartigen Anblick. Links wird diese weite Ebene von einer geschlossenen Bergkette, rechts vom Meerbusen von Liautung begrenzt, dem wir uns auf einige Werst Entfernung näherten. Der Marsch war nicht übermässig beschwerlich, da der trockene Lehmboden steinhart war, und wir erst mit aufgehender Sonne unter der drückenden Hitze zu leiden hatten.

Die Landschaft ist während dieser Jahreszeit unglaublich öde. Alle Vegetation ist durch die sengenden Sonnenstrahlen vernichtet. Bäume sieht man gar nicht, nur vereinzelte Weidengebüsche und Krüppeltannen fristen hier ihr kümmerliches Dasein. Der Untergrund ist rein felsig, die überaus fruchtbare Humusschicht dünn, so dass an einzelnen Stellen der Fels frei zu Tage tritt und sich in bizarren Formen über den Boden erhebt. Tiefwurzelnde Gewächse können daher nicht gedeihen, und auch Gräser finden im Boden selbst zu wenig Feuchtigkeit, um den glühenden Strahlen der südlichen Sonne und den heissen, austrocknenden Winden Widerstand zu leisten. Es fehlt nur das erquickende Nass, um diese braun in braun gezeichnete tote Landschaft zu beleben. Mit dem Beginn der Regenperiode bedeckt sich denn auch tatsächlich in kürzester Zeit alles mit dem üppigsten Grün. Ross und Reiter verschwinden in den hochstehenden, wogenden Saaten, die Zeit schwerster Entbehrung für Mensch und Tier hat ihr Ende erreicht. Auch für unsere Truppen wird sich dann die enorm schwierige Verpflegungsfrage günstiger gestalten.

Jetzt sehen wir erst ein, wie richtig es war, dass die mit den örtlichen Verhältnissen vertrauten, genügsamen Pferdchen für unsere Kolonne angekauft wurden. Ich habe es nicht für möglich gehalten, dass ein Pferd bei den kolossalen Strapazen mit einer qualitativ und quantitativ so unzureichenden Nahrung

bestehen kann. Die Tiere bekommen nichts weiter als Stroh, und dieses ist nicht einmal frisch, sondern meist verschimmelt und schwarz. Da die Nachfrage gross ist, verkaufen die Chinesen jetzt selbst die Dächer ihrer Häuser und lassen sich dafür 40 bis 50 Kopeken pro Pud bezahlen. Wir haben bis jetzt unsern Pferden noch etwas Gerste und Bohnenkuchen geben können, doch kommen sie auch ganz gut ohne diese Leckerbissen aus und knabbern vergnügt ihr hartes, verdorbenes Stroh.



Tränken der Tiere.

Um 10 Uhr morgens erreichten wir Sönjutschön. Die Hitze war entsetzlich, der Durst unerträglich. Nirgends ein Tropfen Wasser, die trockene Zunge klebt am Gaumen.

Uebrigens hätte ich während der Nacht meine Kolonne beinahe verloren. Während ich auf dem Sattel eingeschlafen war, schwenkte mein Gaul rechts ab, einem Chinesendorf zu. Ich erwachte erst, als mir der Tropenhelm durch herüberhängende Aeste vom Kopf gefegt wurde. Vollständig fremd in der Gegend, hatte ich die Richtung verloren. Da hörte ich lautes Rufen. Der Sanitär Libau hatte meine Abwesenheit bemerkt, und suchte

mich. Nach ungefähr einer halben Stunde stiess ich wieder zu meiner Kolonne.

Nachdem wir während der Tagesglut gerastet, brachen wir in den kühlen Nachmittagsstunden wieder auf. Unsere drei Kolonnen bekamen ein Jägerbataillon zum Schutz gegen Chunchusenüberfälle. Das uns heute vorgeschriebene Ziel konnten wir aber nicht erreichen, bei eintretender Dunkelheit befanden wir uns am Fuss des Gebirges und beschlossen, hier zu nächtigen. Uebrigens fanden wir ein selten nettes Plätzchen zum Lagern, einen kleinen, chinesischen, mit Krüppelpinien bestandenen Friedhof.



Mittagspause in Sönjutschön.

Nachdem wir mit dem Beil die Gebüsche, die mit ihren spitzen und langen Nadeln uns Kleider und Stiefel arg zerrissen, ausgerodet hatten, breiteten wir zwischen den maulwurfshügelartigen Gräbern unsere Schlafsäcke aus und entschlummerten sanft bei dem angenehmen Gedanken, dass die unter uns ruhenden alten Herren zu fest gebettet seien, als dass sie uns in der höchst unangenehmen Gestalt von Chunchusen eine mitternächtliche Gegenvisite abstatten könnten. Friede ihrer Asche!

Der Chinese bestattet seine Verstorbenen anders, als wir. Der plumpe Sarg, dessen Grösse und Schwere sich nach dem Wohlstand der Familie richtet, wird aufs Feld gestellt, und da-

rüber, spitzzulaufend, Erde geworfen. Auch hat der Chinese keine in unserm Sinne geschlossenen Beerdigungsstätten. Ueberall zerstreut findet man vereinzelte Grabhügel. Nur der reiche Mann erlaubt sich den Luxus eines Familienbegräbnisses, welches er mit Pinien umpflanzt. Häufig sieht man auch Monumente, bestehend aus einer schweren, aufrechtstehenden Steinplatte, die mit Inschriften versehen ist. Sie ruht auf einer Riesenschildkröte — dem Symbole der Ewigkeit. — Zu beiden Seiten des Zuganges stehen vierkantig behauene Steine, die das Zerrbild eines klagen-



Chinesischer Friedhof.

den Tieres tragen. Das Dornengebüsch, mit dem solche Friedhöfe häufig bepflanzt sind, mag den Zweck haben, Tiere von diesen heiligen Stätten abzuhalten. Dazu scheint es mir vorzüglich geeignet. Sah ich doch an diesen Sträuchern Dornen bis zu zwei Zoll Länge. Der praktische Chinese benutzt auch Zweige von diesem Gesträuch, um seine Zäune zu befestigen. Vertrocknete Aeste werden in den Lehmwall gesteckt und bilden als natürlicher Stacheldrahtzaun einen vortrefflichen Schutz.

Am 23. Mai verliessen wir schon zeitig unsern friedlichen Lagerplatz, denn es stand uns der äusserst anstrengende Marsch übers Gebirge bevor. Der Weg war anfangs recht gut

und führte durch eine tiefe Felsrinne langsam bergan. Allmählich trat das links liegende Gebirge näher heran, und auch rechts wurde die Strasse durch steilere Felsmassen eingeengt, bis sich schliesslich noch vor uns ein Gebirgsstöck als Riegel schob, den imposanten Abschluss dieses Hochtales bildend. Die reine Mausefalle! Jetzt hiess es, direkt in die Höhe gehen. In stärkster Steigung schlängelt sich der sogenannte Weg schlangenartig durch Felseinschnitte und Rinnsale, eine selbst für Fussgänger, ge-



Monument mit Schildkröte.

schweige denn für schwerbeladene Maultiere und hochbepackte Transportkarren beschwerliche und gefahrvolle Passage bildend. Da gibt es keine ebene Stelle, Felsblöcke und scharf vorspringende Kanten versperren überall den Weg, steile Abhänge und tiefe Risse scheinen ein absolutes Hindernis zu bilden. Und doch werden alle Schwierigkeiten schliesslich überwunden, im Kriege ist eben alles leistungsfähiger, als in ruhiger Friedenszeit. Unwillkürlich musste ich mir die Frage stellen, ob während der Regenzeit, wo alle jetzt trockenen Rinnen reissende Wildbäche bilden, derartige Gebirgsübergänge überhaupt möglich seien. Wie ge-



Steckengebliebener Wagen.



Unsere Kolonne auf dem Marsch.

waltige Wassermassen zu Tale niederstürzen mögen, konnten wir an den Eisenbahnbrücken sehen, die selbst beim Ueberschreiten ganz kleiner Flüsschen in riesigen Dimensionen angelegt waren. Ganz vortrefflich bewährten sich unsere kleinen, einheimischen Pferdchen und Maultiere, die trotz der schweren Last, mit der sie beladen waren, kein einziges Mal stürzten oder strauchelten. Erst jetzt sahen wir, wie gut es war, dass wir keine Wagen mit uns führten, sondern von vornherein an dem Prinzip festgehalten hatten, unsere Bagage tragen und nicht ziehen zu lassen. Die vor die Arben — die zweirädrigen chinesischen Transportkarren



Pause auf dem Marsch.

— gespannten Tiere stürzten fortwährend, weil der glatte Fels und das glatte Geröll ihren Hufen keinen sicheren Halt zum Anziehen boten. Selbst das ohrenzerreissende Geschrei der chinesischen Kutscher, die ihre Tiere zur grössten Kraftanspannung aufmunterten, half wenig, immer wieder stürzten die geplagten Geschöpfe, den Wagen mit sich reissend und sich in die zahllosen Stricke des Geschirrs verwickelnd.

Endlich hatten wir den steilen Gebirgspass überschritten und bezogen im lieblichen Wandsjalin unser Lager. Eins unserer Pferde legte sich hier hin und verendete — das erste Opfer der übergrossen Strapaze. Mein Gaul hielt sich brav; obgleich ihm ein grosses Stück aus dem unbeschlagenen Vorderhuf ausge-



Uebers Gebirge.



Durch den letzten Regen zerstörte Eisenbahnbrücke.

brochen war, kam er trotz der schweren Bepackung nicht gar zu ermattet an. Abgesehen vom Reiter, hat er den Sattel zu tragen, der mit allen in seinen Taschen steckenden mannigfaltigen Dingen, als chirurgisches Besteck, Toilettengegenstände, Revolver, Konserven, Trinkwasser, photographische Kamera usw., ungefähr 70 Pfund wiegt. Ferner wird die Last durch den hinten aufgeschnallten Schlafsack noch bedeutend vermehrt. Den Rest der Belastung bilden der Gummimantel und ein leichter und ein dicker Rock.

Unser Lager hatten wir in einem kleinen Weidenwäldchen aufgeschlagen. Das schmerzlich und lang vermisste Rauschen



Unser gefallenes Pferd wird von Chinesen fortgeschleppt.

der Bäume über uns erinnerte uns an die Haine der Heimat. Im Zenit erstrahlte das Sternbild des grossen Bären. Durch traumlosen Schlaf gekräftigt, standen wir am andern Morgen um 5 Uhr auf, um möglichst frühzeitig unser Endziel Wafangou zu erreichen. Leider verzögerte sich unser Abmarsch um eine Stunde, da wir des dichten Nebels wegen nicht ausrücken konnten. Die Landschaft bot ein wunderbares Bild: das ganze weite Tal war von dichten, wallenden Nebelmassen erfüllt, während die hohen Berggipfel im Glanze der aufgehenden Sonne erstrahlten, als Staffage unsere Kolonne und drei Batterien. Ich wurde lebhaft an das bekannte Bild »der Ararat« erinnert.

Die letzten fünfundzwanzig Werst unseres Weges führten uns durch herrliche Berggegend. Die steilen Felswände waren zum Teil mit niedrigem Eichengehölz bestanden. Oft waren wir in engen Felskesseln eingeschlossen, aus denen es keinen Ausweg zu geben schien, und immer wieder öffnete sich un-



Marsch durchs Gebirge.

erwartet eine Seitenschlucht, durch die ein verhältnismässig guter Weg weiterführte. Die Vegetation wurde immer üppiger, schöne alte Pappelbäume erfreuten unser Auge. Am Wege blühten Rosen. Das ist die Umgebung von Wafangou, wo sich der nahende grosse Kampf abspielen soll. Aus Kaitschou traf die Nachricht ein, dass die Japaner am Tage nach unserer Abreise die Station vom Meere aus beschossen hätten.

Wafangou.

Noch immer sind wir zum Nichtstun verurteilt. Auf dem grossen Platz vor der Station haben wir unser Lager aufgeschlagen. Im Rücken erheben sich die steilen Felsmassen, vor uns nach Süden zieht sich ein grünes Tal, durch das sich ein Flüsschen



Eisenbahnbrücke südlich von Wafangou, durch Wasser zerstört.

schlängelt. Die darüber hinführende Eisenbahnbrücke ist zerstört, daraus ersieht man, welche Wassermassen dieses kleine Rinnsal während des Regens führt. Der Horizont ist rundum eingeschlossen durch das Gebirge.

Ruhmlosen Müssiggang treiben wir, obgleich neben uns mit eisernen Würfeln gewürfelt wird. Besonders nachts hören wir



Vor unserm Zelt in Wafangou.

Obere Reihe von links nach rechts:

Feldscher Kessler, Sanitär Baron Rönne, Feldscher Preedneek, Dr. Halle.

Untere Reihe: Der Verfasser, Sanitär Libau, Feldscher Sandberg.

die Kanonenschläge so deutlich herüberschallen, dass sie uns den Schlaf rauben.

Endlich — am 28. Mai — traf ein Transport Verwundeter ein. Es war ein erschütternder Anblick, die armen, auf Stroh gelagerten, leise stöhnenden Gestalten zu sehen. Zwei von ihnen hatten Bauchschüsse mit den traurigen Zeichen einer beginnenden Bauchfellentzündung, die übrigen leichtere oder schwerere Extremitätenschüsse. Die Wunden waren meist glatt, mit kleinem Einschuss und auffallend kleiner Ausschussöffnung. Es ist wohl anzunehmen, dass derartige Verletzungen schnell heilen. Eigentümlich ist es, dass trotz der grossen Durchschlagkraft des Kleinkalibergeschosses einzelne Kugeln nur geringe Energie besitzen. Unter anderm sahen wir einen Kosaken, der auf etwa 50 Faden Entfernung vom Projektil getroffen wurde. Einen Schmerz hatte er überhaupt nicht gespürt, nur das an seinem Beine herabrieselnde warme Blut sagte ihm, dass etwas passiert sei. In der Annahme, sein Pferd sei getroffen, stieg er aus dem Sattel. Erst jetzt merkte er, dass die Kugel in seinem Bein sass. Sie war, ohne die Weichteile durchschlagen zu haben, stecken geblieben. Das Pferd war unversehrt.

Während wir gerade bei der Arbeit waren, erlebten wir eine grosse Enttäuschung: Es wurde uns mitgeteilt, dass die Zoegesche und die Feldmannsche Kolonne morgen früh weiter südwärts vorrücken würden, wir aber auf die 9. Division, die nach zwei Tagen als Reserve eintreffen würde, warten müssten.

Also hiess es, sich in Geduld fassen.

Während unseres hiesigen Aufenthaltes hatten wir uns mit General Gerngross gut eingelebt. Trotz seiner 57 Jahre ist er ein Mann von herrlicher Jugendfrische, die ihn stets fröhliche Gesellschaft aufsuchen lässt. Zugleich ist er gegen alle Strapazen abgehärtet, anspruchslos, tapfer und beliebt bei seinen Untergebenen.

Dass sich etwas Grosses vorbereite, merkten wir aus allem. Nur konnten wir nicht wissen, von welcher Seite der Schlag geführt werden würde. Der Japaner ist schlau im Ausarbeiten von Anschlägen und in deren Verheimlichung, zugleich schnell im Umgehen. Der Spionagedienst ist vortrefflich organisiert, so dass diese Unternehmungen fast stets glücken. In Militärkreisen wird die musterhafte Disziplin der feindlichen Armee gerühmt. Man merkt es, dass der Japaner vom preussischen Unteroffizier

gedrillt wurde. Kenner behaupten, dass das japanische Heer in nichts dem deutschen nachstehe, wobei ersteres in der Handhabung des groben Geschützes noch geschickter sei. Das Feuer wirkt verheerend. Im Moment ist das Ziel gefasst und die feindlichen Batterien überschütten unsere Stellungen mit einer solchen Menge von Sprengstoffen, dass nur der Todesmut eines Soldaten, wie des russischen, Widerstand leisten kann. Wird der



Unser Oberarzt wird geschoren.

Japaner zum Rückzuge gezwungen, so geschieht dieses nicht langsam, sondern stets im Laufschritt, fluchtartig, auch dort, wo Eile gar nicht nötig erscheint. Im Augenblick sind die Regimenter verschwunden. Für Militärs bietet dieser Krieg unendlich viel theoretisches Interesse. Fachleute behaupten, er würde in manchen Fragen vollkommen umgestaltend auf die Strategie wirken.

Um uns die Zeit zu vertreiben, machten wir tägliche Ritte in die Umgegend. Zugleich erscheint es mir wichtig, dass ein jeder nach Möglichkeit die Gegend, in der eine Schlacht er-



In den Bergen von Wafangou.
(Der Verfasser.)

wartet wird, kennen lernt. Auf einem solchen Ausfluge sah ich ein herrliches Stückchen Erde, ein kleines Paradies. Durch unsern Dolmetscher hatte ich in Erfahrung gebracht, dass nicht weit von uns, tief in den Bergen, sich ein buddhistischer Tempel befinde. In Begleitung des Kollegen Krüger und des Sanitär Libau machte ich mich dorthin auf.

Unsere Pferde klettern wie die Gemsen, und es gibt für sie kein Hindernis. Wir rücken durch eine Schlucht, die mit



Vor dem Tempel in den Bergen.
(Verfasser an's Pferd gelehnt.)

Geröll und Felsblöcken angefüllt ist, vor. Zu beiden Seiten haben wir himmelanstrebende, senkrecht ansteigende Wände, die in originell gebildeten Zacken und Vorsprüngen nach oben auslaufen. Der Weg wird immer steiler, und da unsere Pferde ins Rutschen kommen, steigen wir ab und führen sie am Zügel. Vor uns ist der Weg durch einen mauerartig vorgelagerten Felsgrat versperrt. Wir übersteigen ihn und finden uns plötzlich in ein liebliches Wäldchen versetzt. Ein dichtes Blätterdach von allen möglichen, uns unbekannten Baumarten spendet köstlichen

Schatten. Wir gehen etwa hundert Schritte weiter und befinden uns in einem kleinen Gebirgskessel, der von steilen Felswänden eingeschlossen ist. In der Mitte liegt ein kleiner See mit kristallklarem, smaragdgrünem Wasser. An den Ufern hat sich die üppigste Tropenvegetation entwickelt. Unzählige, farbenprächtige Falter umgaukeln die Kelche eigenartig geformter Blüten. Ein Märchen! Nicht im geringsten hätte es mich überrascht,



Tempel in den Bergen von Wafangou.

wäre uns »des Berges Alter« drohend in den Weg getreten. Statt dessen erscheint ein zerlumpter, aber sehr freundlich lächelnder Zopfträger und fordert uns auf, den Tempel, dessen Hüter er ist, zu besichtigen. Bereitwilligst hält er unsere Pferde.

Der Tempel ist ein kleines, niedriges, langgestrecktes Gebäude, das, wie alle chinesischen Häuser, in einem von einer Mauer umgebenen Hof liegt. Er hat drei Abteilungen, deren jede etwa fünf Schritte im Geviert misst. Auf altarähnlichen



In den Bergen von Wafangou.
(Dr. A. Krüger mit Chinesen.)

Tischen stehen die Gottheiten. Einzelne von ihnen haben ein menschliches Aeussere, andere sind Phantasiegebilde. Die Wände sind bedeckt von in sehr matten Farben gehaltenen Gemälden, die meist die Verfolgung des Bösen durch die rächenden Gewalten in den abschreckendsten Formen wiedergeben. Das Gebäude ist äusserst sauber, ebenso die Priesterwohnung. Man sieht es dem Heiligtum an, dass es mit viel Liebe und Sorgfalt gehegt wird. Alles atmet Frieden und Stille. Ein idyllisches Plätzchen, so recht zum Ausruhen geschaffen. Doch dazu ist jetzt keine Zeit, die Pflicht ruft uns zurück ins geräuschvolle Getriebe des Lagerlebens.

Die Schlacht von Wafangou.

Am 31. Mai, nachmittags, brachen wir unsere Zelte ab und begaben uns etwa vier Werst südlicher auf unsern rechten Flügel. Morgen sollte losgeschlagen werden. Den ganzen Tag über bewegten sich in ununterbrochener Reihe die Wagen des Trains rückwärts; die Bewegungen der Armee werden durch ihn behindert, ein Rückzug wird erschwert.

An einer allzugrossen Siegeszuversicht krankte niemand von uns. Wussten wir doch alle, dass wir es mit einem weit überlegenen Feind zu tun hatten, mit einem Feind, dessen Stärke wir bereits mehrfach kennen gelernt hatten und dessen Ortskenntnis in diesem schwierigen Gebiet die unserige bei weitem übertraf.

Dicht hinter einer Batterie, geschützt durch eine Felswand, eröffneten wir einen Verbandsplatz; drüben in einer Schlucht Professor Zoege von Manteuffel.

Der nebenstehende Plan veranschaulicht ungefähr unsere Stellung.

Der Morgen des 1. Juni verlief bei uns vollständig ruhig, nur aus südlicher Richtung hörte man den dumpfen Donner der Kanonen. Es wurde 12 Werst weiter, bei Wafandian, gekämpft. Um 11 Uhr vormittags kracht ein Schuss in der Nähe, ein Sausen geht durch die Luft, über unserer vierten Batterie leuchtet es auf, man sieht ein weisses Wölkchen und hört einen Knall. Es ist ein Schrapnell. Die Japaner haben den Kampf begonnen. Die erste Kugel platzte vor der Batterie, die beiden folgenden gingen hinüber, die vierte schlug direkt hinein. Nun folgte Schuss auf Schuss, mit grosser Sicherheit erreichen die Kugeln ihr Ziel, nur platzen die meisten zu hoch. Auch die unserigen beginnen zu feuern, das Krachen wird immer toller, Schrapnells und Granaten platzen, Himmel und Erde sind in

Situationsplan.



Zeichenerklärung:

▬ = russische Batterie; ═ = japanische Batterie. Die ganze Gegend zu beiden Seiten des Tals, durch welches die Eisenbahnlinie führt, ist stark gebirgig.

Feuer und Rauch gehüllt. Nach etwa 30 Minuten verstummt plötzlich das Feuer auf beiden Seiten, es tritt eine friedliche Stille ein.

Zu arbeiten gab es bei uns nichts, wir sahen, wie die Verwundeten zum Verbandsplatz des Professors gebracht wurden. Uebrigens erfuhren wir bald, dass unser General Gerngross auf der Batterie durch ein feindliches Schrapnell verwundet worden war. Eine Kugel war ihm durch den Unterkiefer gegangen. Trotz des entsetzlichen Feuers liess es sich der Professor nicht nehmen, selbst hinzureiten und die erste Hilfe zu leisten. Die Wunde war zum Glück keine gefährliche, der General blieb auf seinem Posten.

nahm vier Tragbahren und trat in Begleitung des Feldschers Kessler meinen mühevollen Weg an. Unterdessen war es stockdunkel geworden. Da uns bald anbefohlen wurde, die Laterne zu löschen, weil die Japaner nicht weit seien, war es eine schwierige Aufgabe, das Schlachtfeld abzusuchen. Wir kletterten über Geröll, Felsblöcke und steile Abhänge, trafen auch einige Verwundete, die sich noch selbst fortschleppen konnten. Die überliessen wir, auf der Suche nach Schwerverwundeten, ihrem Schicksal. Allmählich haben wir drei Bahren gefüllt, nun fehlt uns noch der vierte Kranke. Schwer ist es, im Dunkeln etwas zu finden, die meisten ausgestreckten Körper, die wir berühren, geben keinen Laut mehr von sich, einzelne fangen an, darüber zu schimpfen, dass wir ihren Schlaf stören. Das waren keine Verwundete, sondern Leute, die vor Müdigkeit einfach umgesunken und eingeschlafen waren. Das Geröll ist entsetzlich, fortwährend stürzen wir mit unserer Last zu Boden. Dazwischen sehen wir sich von der Erde dunkel abhebende Flecken, auf denen der Fuss ausgleitet — es sind Blutlachen. Wir haben den Bergrücken überschritten und sehen ins Tal. Zwei Soldaten treten auf uns zu, und bitten mich, ihnen zu folgen: unten läge ein Kamerad, der um 12 Uhr einen Brustschuss bekommen hätte — und um 6 Uhr noch am Leben gewesen sei. Ich frage sie, was das Gemurmel unten und am andern Abhange bedeute, da sagen sie mir, es seien das Japaner, die ihre Toten und Verwundeten suchen. Wir müssten nur leise gehen, dann würden wir nicht bemerkt werden. Ich wende mich an Kessler und frage ihn, ob er mir folgen wolle. Seine Antwort lautet: »Herr Doktor, wohin Sie gehen, gehe ich auch.« Also vorwärts. Leise schleichen wir nach unten, suchen und suchen, alles Leichen, nur die des Vermissten nicht. Wir wollen bereits den Mut verlieren und umkehren, da tönt ein unterdrückter Freudenruf zu uns herüber. Rechts von uns in einer Spalte hat einer der Soldaten seinen verwundeten Kameraden gefunden. Er ist bei voller Besinnung, nur leidet er furchtbar unter dem Durst und den starken Schmerzen in der verwundeten Brust und im linken Bein, das von einer Kugel zerschmettert ist. Stolz heben wir unsere Beute auf die Bahre und treten freudigen Herzens unsern Rückweg an. Schliesslich hatten wir nach zwei Stunden den Verbandplatz erreicht, wo wir unsere Verwundeten ablieferten. Nach zwei weiteren Stunden war ich wieder in unserm Lager und streckte die müden Glieder aus,

als Unterlage einen unglaublich schmutzigen Gummimantel, als Kopfkissen den Sattel benutzend. Trotzdem schläft man fest und gut, nur müssen die Nächte warm sein, und es darf nicht regnen. Letzteres ist das Grässlichste, was uns passieren kann, wir sind dann der Verzweiflung nahe.

Mit Sonnenaufgang war ich auf den Beinen, und es währte nicht lange, so begann wiederum der Kampf. Anfangs war es Artilleriefeuer, dann vernahm man immer deutlicher das Geprassel der Infanteriesalven. Die Schlacht ist in vollem Gange, trotzdem gibt es auf unserm Flügel noch immer nichts zu tun. Ich richte an den Stallmeister die Bitte, mich mit einem Feldscher und einem Sanitär auf den linken Flügel schicken zu wollen. Er schlägt es mir ab. Drüben wird das Feuer immer heftiger. Ich werde dringender. Endlich erteilt er mir die erwünschte Erlaubnis. Es melden sich sofort alle Feldschere zum Mitreiten. Ich wähle den Feldscher Preedneek, den Sanitär Libau und vier Pferdeknechte. Schnell sind unsere Pferde gesattelt und ein Maultier mit einem Sack voll Verbandstoffen und zwei zusammengeklappten Tragbahren beladen.

Ein kurzer, herzlicher Abschied und fort geht es. Ich passiere den Zoegeschen Verbandplatz. Dort ist regstes Leben. Auf drei aufgeschlagenen Operationstischen wird gearbeitet. Etwas weiter wird ein Grab für vier in der Nacht Verschiedene geschaufelt. Wir schlagen denselben Weg ein, den wir gestern zurücklegten, in der Hoffnung, den gestrigen Verbandplatz zu finden. Bald sausen die ersten Geschosse über unsere Köpfe, doch sind wir meist von Felsen geschützt, so dass uns nichts passieren kann. Je höher wir hinaufrücken, desto lauter wird das Getöse in der Luft, und desto deutlicher hört man die Infanteriesalven. Wir erreichen den Ort, wo sich gestern der Verbandplatz befand. Hier erfahren wir, dass er heute weiter in den Bergen liege. Wir schlagen die uns angegebene Richtung ein. Nun wird das Toben in der Luft immer ärger, und es scheint, als ob die ganze Hölle dort oben los sei. Ueber uns saust, pfeift, kracht und dröhnt es, so dass wir ganz betäubt sind. Die Schrapnells und Granaten sausen mit rasender Geschwindigkeit durch die Luft und lassen sich am besten mit Schnellzügen vergleichen, die dicht über uns dahinjagen, einander überholen, sich kreuzen, um dazwischen mit furchtbarem Krachen zusammenzuprallen und zu explodieren. Dicht vor uns hörten wir ununterbrochen die Infanterie-

salven prasseln, ein Geräusch, das an das Niedergehen eines furchtbaren Hagelwetters auf ein Blechdach, begleitet von einzelnen stärkeren Windstössen, erinnert. Endlich finden wir in einem Tal den gesuchten Verbandplatz, der sich an eine hohe, steile Felswand anlehnt. Ich lasse unsere Pferde an die Wand führen, um sie möglichst gut zu decken, und stelle mich den drei arbeitenden Kollegen — einem Russen und zwei Juden — vor, mit der Bitte, helfen zu dürfen. Mit Freuden werde ich akzeptiert, und es geht an die Arbeit. Alle Verwundeten des ersten und



Munitionswagen hinter der Batterie, geschützt durch die Felswand.

zweiten Regiments fallen mir zu, das dritte Regiment, w
die grössten Verluste hat, besorgen die Kollegen. Gro
betrugen sich meine Leute, besonders Preedneek; durch
liess er sich aus seiner Ruhe bringen. Es ist ja ein ei
Gefühl, so mitten im Kugelregen zu arbeiten, doch g
einer gewissen Selbstbeherrschung ganz gut. Als
Köpfe eine Granate sauste, um an der Felswand zu
sämtliche Anwesende wie niedergemäht zu Boden
Preedneek mich mit lauter Stimme: »Herr Do
Sie noch eine Binde?« Obgleich mehrere Schra

uns platzten und zwei von den Militärsanitären verwundet wurden, glaube ich nicht, dass die Japaner absichtlich uns beschossen haben. Es wäre überraschend, wenn bei der Unmenge von Geschossen nicht einzelne auch zufällig eine Sanitätskolonne träfen.

Wie steht es nun mit der Sauberkeit bei der Arbeit auf dem Schlachtfelde? Nun, da muss man notgedrungen alle in Fleisch und Blut übergegangenen Begriffe über Anti- und Aseptik abstreifen. Schweiss- und staubbedeckt steigt man vom Pferde und begibt sich sofort an die Arbeit. Sind die Finger durch Blut zu klebrig geworden, so werden sie mit einem Wattebausch notdürftig abgerieben. Wasser gibt es überhaupt nicht; man kann es nur mit äusserster Lebensgefahr beschaffen. Ein Kosak jagte durch das feindliche Feuer ins Tal und brachte uns einen kleinen Eimer braunen, warmen Wassers. Es reichte kaum zum Stillen des Durstes, geschweige denn zum Waschen der Hände.

Bei der Fülle an Arbeit habe ich natürlich viel interessante Verwundungen gesehen. Immer mehr gewinne ich den Eindruck, dass das kleine japanische Geschoss einen zu geringen Durchmesser hat, um sehr gefährlich zu wirken. Auch die Durchschlagskraft scheint gering zu sein. Ich konnte eine Menge von Verwundeten sehen, bei denen die Kugeln in den Weichteilen sitzen geblieben waren. So beobachtete ich bei ein und demselben Soldaten einen Schuss durchs Knie und einen zweiten durchs Fesselgelenk. Beide Kugeln waren unter der Haut stecken geblieben und liessen sich als flache Körper mit einer Hautfalte von der Unterlage abheben und leicht entfernen. Einem Kosaken extrahierte ich eine Kugel mit der Kornzange aus den Bauchdecken. Sie war hinten unter dem Rippenbogen eingedrungen und ragte vorne etwa drei Millimeter aus der Haut hervor. Auffallend gut werden Lungenschüsse vertragen. Ich sah einen Offizier, dem beide Lungen durchschossen waren, der sich trotzdem verhältnismässig gut fühlte und kein Blut spie. Ein Soldat trat auf mich zu, grüsste stramm militärisch, nahm die Mütze vom Kopf und zeigte aufs linke Scheitelbein, wo ich eine drei Zentimeter lange, schmale Wunde bemerkte, aus der spärlich Blut sickerte. Eine Ausschussöffnung war nicht zu sehen. Der Mann hatte das Gehör und die Sprache verloren, war aber sonst im Besitz seiner Körperkräfte. Einem Soldaten verband ich den durchschossenen Oberschenkel. Er zeigte mir seine Mütze,

die von zwei Kugeln durchschossen war, ohne dass der Schädel getroffen war. Ich habe mich daran gewöhnt, bei Schädelverletzungen die Kopfbedeckung anzusehen. Sie gibt manchen wichtigen Anhaltspunkt über die Richtung des Geschosses und die Zahl der eingedrungenen Kugeln. Ein Soldat hatte auf dem Scheitel eine etwa fünf Zentimeter lange Furche. Also ein Streifschuss — sagte ich mir. Als ich die Mütze untersuchte, entdeckte ich weitere Löcher, die mich den Schädel genauer inspizieren



Hospitalpersonal auf dem Rückzuge.

liessen. Und richtig, an der Haargrenze fand ich eine durch Blut und Haare verklebte kleine Einschussöffnung, die ich vorher übersehen hatte.

Bei dieser Tätigkeit war es zwölf geworden, und es hiess, dass bald eine Pause eintreten würde, da die Japaner die Gewohnheit hätten, auch während des Gefechtes eine Mittagspause zu machen. Leider hatten wir uns geirrt. Plötzlich krachten von allen Seiten Salven, und die Kugeln schlugen direkt in unsern Verbandplatz. Unvermutet, mit gewohnter Schnelligkeit, hatte der Feind unsere

Stellungen umgangen und nahm uns von allen Seiten unter Feuer. Eine peinliche Situation!

Alles stürzte Hals über Kopf hinunter ins Tal und hinüber auf die andere Seite, wo die tieferen Schluchten einen sichereren Schutz zu bieten versprachen. Ich bin in grösster Verlegenheit: zwei meiner Pferdeknechte sind mit einer Tragbahre fortgegangen und noch nicht zurückgekehrt. Im Stich lassen kann ich die mir anvertrauten Leute nicht, also hiess es, ausharren. Ich lasse die Pferde hinunterführen, das Maultier beladen und verbinde mit Preedneeks Hilfe noch drei arme, heranhinkende Verwundete. Darauf retirieren auch wir, länger aushalten hiesse, in die Hände der Japaner geraten. Von einem Bergrücken aus überschaue ich durch das Binokel das Schlachtfeld, aber von



Rückzug nach verlorener Schlacht.

meinen zwei Vermissten ist nichts zu sehen. Ich schicke Libau nochmals zurück, der in Karriere durch den Kugelregen jagt, bald aber ohne Resultat zurückkehrt. Mehr können wir nicht tun, und es heisst jetzt, an die eigene Rettung denken. Der Weg, auf dem wir hergelangten, ist bereits vom Feinde verlegt. Wir schlagen uns rechts in die Berge, passieren eine kleine Fläche, die von Schrapnells und Granaten stark beschossen wird, dann decken uns einige Felswände, unter deren Schutz wir die Ebene erreichen.

Hier bietet sich ein unerwarteter Anblick: das Bahnhofsgebäude, die dort aufgespeicherten Futtervorräte und die weiter rechts gelegene Chinesenstadt stehen in Flammen. Rechts vom Bahnhof, in den Bergen, ist eine unserer Batterien aufgefahren und feuert heftig dorthin, wo wir vorhin unsern Verbandplatz angelegt hatten. Von dort aus wird geantwortet. Jetzt wird es

7*

uns klar: unser rechter Flügel ist gleichfalls geworfen und die Batterie — deckt unsern Rückzug. Meine Sorge um das Schicksal unserer Kolonne ist eine grosse. Ich erkundige mich bei verschiedenen bekannten Offizieren, ob sie nicht unsere Leute gesehen hätten, doch wird mir keine sichere Auskunft erteilt. Den Stallmeister wollen viele von ihnen bereits vor längerer Zeit gesehen haben, über die Aerzte weiss keiner etwas zu berichten. Wir reiten ungefähr zehn Werst. Es regnet



Russische Feldküche.

in Strömen und wir werden bis auf die Haut durchnässt. Unterwegs sehen wir alle Stufen menschlichen Elends. An einem kleinen Flüsschen machen wir Halt, holen ein paar Konservenbüchsen und ein Stückchen verschimmelten Grobbrots aus den Satteltaschen, und Preedneek macht sich daran, eine Suppe zu kochen. Wir waren der Stärkung äusserst bedürftig, war es doch der zweite Tag, dass wir nichts Warmes in den Magen bekommen hatten. Unter viel Mühe wird aus dem nassen Schilf ein Feuerchen angezündet, und bald brodelt vielversprechend ein Süppchen.

Wieder eine Enttäuschung, plötzlich heisst es, der Feind sitze uns auf den Hacken. Wir besteigen hurtig unsere Pferde, nur Preedneek erklärt, lieber totgeschossen werden zu wollen, als seine Suppe auszugiessen. Ich habe herzlich über ihn lachen müssen, wie er, in einiger Distanz hinter uns sein Pferd am Zügel führend, seine Suppe bis auf den letzten Rest auslöffelte. Unterwegs konnten wir noch häufig Notverbände anlegen, und der Kognak aus meiner Feldflasche wurde vielen Erschöpften als Stärkungsmittel — freilich nur in homöopathischen Dosen — gereicht. Endlich traf ich Professor Zoege, der mir die beruhigende Auskunft erteilte, dass unsere Kolonne mit den beiden Kollegen vor geraumer Zeit schon passiert sei. Todmüde und zerschlagen kamen wir am späten Abend in Wanselin an, wo wir unsere Kolonne vorfanden. Wir legten uns hin, wurden aber nach einer Stunde wieder geweckt, da ein neuer Transport von Verwundeten angekommen war. Bis sechs Uhr morgens haben wir noch etwa 60 Mann verbunden.

So hatten wir nun unsere Feuerprobe bestanden und die erste Schlacht erlebt. Leider eine verlorene. An eine Befreiung des belagerten Port Arthur war unter solchen Umständen nicht mehr zu denken. Von nun an bestand Kuropatkins Plan in einem langsamen Rückzug, bis unsere nur kleine Armee auf den vollen, gewünschten Bestand gebracht sei. Es hiess, den Feind nach Kräften aufhalten, zugleich aber nicht unnütz Menschen opfern.

Daschitsjao.

Unsern Rückzug haben wir glücklich beendet, wir sitzen nun in dem uns bereits bekannten Daschitsjao.

Am Nachmittag des 3. Juni bekamen wir die Order, Wanselin zu verlassen und in den Norden zu gehen. Nach beschwerlichem Marsch erreichten wir spät abends Sönjutschön — müde, verhungert und verdurstet. — Wie ein Retter in der Not erschien uns Herr Alexandrowsky, der Hauptbevollmächtigte des Roten Kreuzes. Er forderte uns zu sich auf und bewirtete uns reichlich mit Speise und Trank. Für letzteren waren wir ihm ganz besonders dankbar. Der Rotwein und das erfrischende japanische Mineralwasser »Tan-san«, belebten unsere Lebensgeister. Nichts ist so schlimm, wie der Durst. Im glühenden Sonnenschein ohne Wasser marschieren zu müssen, erweckt häufig das Gefühl des Lebensüberdrusses.

Gegen Mitternacht gingen wir auf unsern Lagerplatz, in der Hoffnung, einmal gründlich schlafen zu können. Auch unsern Pferdchen gönnten wir eine Ruhepause. Man sah ihnen freilich die Müdigkeit nicht an, doch merkte man es an ihrem veränderten Charakter. Diese kleinen, wütenden Racker waren fromm wie die Lämmer geworden. Wir streckten uns auf unsere Mäntel, die Sattelkissen unter dem Kopf. Die Nacht war stockdunkel und stürmisch, zum Glück aber warm. Wie Wetterleuchten blitzten zu uns die Lichtsignale des auf seinen Schiffen befindlichen Feindes vom Ozean herüber.

Unsanft wurden wir nach kurzer Zeit geweckt, es heisst, schleunigst satteln, die Japaner seien in der Nähe. Also vorwärts! Der Tag beginnt zu grauen, es erhebt sich ein orkanartiger Sturm, gefolgt von einem Platzregen. Im Moment sind wir bis auf die Haut durchnässt, die Wege sind in Sümpfe

verwandelt. Bis zu den Knien versinken die Pferde im weichen Lehm. Doppelt empfinden wir die Müdigkeit.

Am Nachmittag dieses Tages erreichten wir die Station Kaitschou. Ein glücklicher Zufall fügte es, dass gerade ein Marketender angekommen war, dessen Bude von uns gestürmt wurde. Konserven, Brot und ein paar Flaschen Bier machten uns wieder zu Menschen, einige Stunden Schlaf liessen uns alle überstandenen Strapazen vergessen.

Am nächsten Tage setzten wir uns in einen Sanitätszug, und fuhren nach Daschitsjao, unsere Pferde und Lasttiere liessen wir



Bewegliches Feldlazarett auf dem Marsch.

durch die Sanitäre dorthin geleiten. Vor dem Bahnhofsgebäude, in einem umzäunten Gärtchen, haben wir unsere Zelte aufgeschlagen. So harren wir nun der Dinge, die da kommen sollen. Es wird hier eine Schlacht erwartet, da unsere Heeresleitung nicht die Absicht haben soll, diesen wichtigen Punkt, der den Schlüssel zur Hafenstadt Inkou bildet, gutwillig zu räumen.

Es herrscht hier reges Leben. Täglich treffen neue Truppen ein, zum Teil Leute, die noch nicht ihre Feuertaufe erhalten haben, und auf die die »Geaichten« mit einer gewissen Geringschätzung herabblicken. Eben konnte ich auf dem Bahnhof, wo-

hin ich die in der letzten Nacht zugegangenen Verwundeten evakuiert hatte, solche aus Russland frisch eingetroffene Soldaten sehen. Wie schäbig hat uns doch das Lagerleben schon gemacht! Wie blitzblank und sauber sehen die Leute im Vergleich zu uns aus! Und die Courage! Na, jeder von ihnen ist ein Held, der es mit zehn Japanern auf einmal aufnimmt. Gemach, nach einigen Wochen haben sie sich auch »akklimatisiert«. Bald sind sie eben so zahm, wie unsere rackerigen Pferdchen,



Sanitätszug mit Verwundeten.

von denen jedes zuerst ein Teufelchen an Bosheit und ein Löwe an Kraft war. Die Entbehrungen und Strapazen des Kriegslebens sind vortreffliche Kandaren!

Zum Niedergang der Stimmung tragen nicht zum geringsten Teil die Gegend und das Klima bei. Die absolute Baum- und Schattenlosigkeit bei 50 Grad Celsius in der Sonne, wirken deprimierend und erschlaffend. Die Luft ist geschwängert von Staub, wie vermissen wir den Blütenduft unserer baltischen Wiesen. Hier gibt es kaum eine Blume, selten ein grünes Plätzchen. Auch Singvögel hören wir nicht. Die Luft wird bloss von Schwalben und Raubvögeln in grosser Menge belebt. Speziell mächtige Bus-

sarde, von der Grösse eines Adlers, begleiten uns überall. Zuweilen sieht man auch Tauben, die während des Bahnbaues aus Europa importiert wurden, und sich hier stark vermehrt haben.

Die Verpflegung ist eine gute. So wenig wir weiter südwärts zu kaufen bekamen, so reichlich wird uns hier alles von Chinesen zugetragen. Die Preise sind natürlich hoch, doch zahlt man ohne Murren.

Der Gesundheitszustand unserer Armee muss bis jetzt vortrefflich genannt werden. Ich spreche speziell von der gebirgigen Halbinsel, auf der wir uns eben befinden. Wirklich ernste Krankheiten sind hier selten. Vielfach leiden die Leute an akutem Gelenkrheumatismus, den sie sich durch das Schlafen auf dem durchweichten Erdboden und durch die starken Temperaturschwankungen zuziehen. Vereinzelt kommen Malariafälle vor. Häufiger sind ruhrartige Erkrankungen, die aber durch ihre Harmlosigkeit überraschen. Die Leute erkranken plötzlich unter Temperaturen bis 39,8, starken Leibschmerzen und blutigen Stühlen. Einige dreiste Calomeldosen und absolute Abstinenz — eine rationelle Krankendiät lässt sich im Felde nicht durchführen — lassen das Fieber und alle übrigen Erscheinungen im Laufe einiger Tage schwinden. Derartige Fälle habe ich in unserer Kolonne und bei Soldaten häufig beobachtet, und der Verlauf war stets der gleiche. Erst im Herbst soll die schwere Ruhr auftreten, die unter bösen Komplikationen schnell zum Tode führt. Typhus und Cholera habe ich noch nicht gesehen. Die Pest, die in Inkou stets zu Hause ist, wird durch energisch durchgeführte Quarantänemassregeln von uns ferngehalten.

Schwer leidet hier der gebildete Mensch unter jeglichem Mangel an geistiger Nahrung.. Wir sitzen tatsächlich ganz ausser der Welt. Dinge von weittragendster Bedeutung könnten sich in Europa abspielen, ohne dass die Kunde von ihnen zu uns gelangte. Unser Horizont geht nicht weiter, als unsere Kanonen reichen. Unsere Gespräche drehen sich um die Ereignisse des Tages, und Gerüchte von andern Teilen des Kriegsschauplatzes. An den unglaublichen Schmutz haben wir uns bereits gewöhnt, den Komfort des täglichen Lebens vermissen wir auch schon weniger. Bei der Heimkehr wird vieles zu korrigieren sein, haben wir doch seit einem Monat weder Gabel noch Messer in den Händen gehabt. Ein kleiner Blechkrug und ein Holzlöffelchen bilden unser ganzes Speisebesteck. Ein einsam auf

dem Tee schwimmendes Fettauge erinnert wehmütig an die aus demselben Gefäss genossene Mittagsmahlzeit.

Müde des Nichtstuns, beschlossen wir, etwas zu unternehmen. Am 13. Juni erhielt ich den Auftrag, mit allen Leuten und den Pferden nach Kaitschou zu reiten. Die beiden Kollegen und vier uns inzwischen zukommandierte Schwestern sollten mit der schweren Bagage auf der Eisenbahn folgen. Um 4 Uhr morgens brach ich mit allen Leuten auf, machte von neun bis halb zwei Uhr eine Mittagspause, und dann ging es weiter. Während der Rast hörten wir nach Kaitschou hin heftiges Artilleriefeuer, und die Hoffnung wuchs in uns, dort Arbeit vorzufinden.

Um vier Uhr trafen wir dort unter strömendem Regen ein. Bei dem ewigen Hin- und Herziehen fühlten wir uns in dieser Gegend schon ganz zu Hause. An einer jeden Station gibt es eine Menge von Beamtenwohnungen, die jetzt grösstenteils leer stehen. Kommt man irgendwo hin, so ergreift man sofort Besitz von solch einem Hause. Da wir alle obdachlos sind, findet man meist Einquartierung vor. Oft muss man sich mit einer Veranda zufrieden geben. Zur Not legt man sich aufs offene Feld, auf den ausgebreiteten Regenmantel, das Sattelkissen unter den Kopf geschoben. In Kaitschou, wo ich nunmehr zum dritten Male war, hatte ich das Glück, ein ganz leerstehendes Haus zu finden. Der Schmutz darin und die damit zusammenhängende Fliegenplage spotteten jeder Beschreibung. Ein solches »Nachtasyl für Obdachlose« wechselt fast täglich seine Bewohner, und jeder scheint es für seine Ehrenpflicht zu halten, seinem Nachfolger ein Andenken in Form von Baststücken, Eierschalen, Papierfetzen, alten, blutdurchtränkten Verbänden und andern Dingen mehr zu hinterlassen. Ein ganz besonderer Pferdefreund führt wohl auch sein Pferd hinein und lässt es im Zimmer übernachten. So wächst der Schmutz von Tag zu Tag — der reine Augiasstall. Niemand hat soviel Ordnungsliebe oder auch Zeit, um ans Reinigen zu denken. Man findet sich mit dem Schmutz und der darin ausgebrüteten Fliegenbrut so gut es geht ab.

Meine erste Aufgabe war es, sämtliche Pferdeknechte mit Schaufel und Besen zu bewaffnen, und unter Strömen Wassers war im Laufe einer Stunde Ordnung geschafft. Da kam auch schon vom Generalstabe ein Offizier, der die ersten Verwundeten meldete. Einige Sanitäre mit Tragbahren wurden dem Transport entgegengeschickt, unterdessen richtete ich mit den Feld-

scheren in aller Eile das Verbandzimmer ein. Der erste Verwundete war ein Landsmann, der Leutnant Meyer, Sohn eines Libauer Apothekers. Zwei Stunden lang hatte er sich mit zwanzig Grenzjägern gegen einige hundert Japaner in den Bergen gehalten. Eigenhändig hatte er acht Pferde des Feindes niedergeschossen, bis es schliesslich zum Handgemenge kam.

Den ersten auf ihn Eindringenden, einen japanischen Offizier, hatte er mit dem Säbel niedergeschlagen, den zweiten mit dem Revolver über den Haufen geschossen, bis er selbst durch einen Schuss durchs rechte Knie, der auch sein Pferd tötete, kampfunfähig wurde. Das Häuflein kämpfte mutig weiter, und es soll den Japanern nicht gelungen sein, die Position zu nehmen. Dies klingt unglaublich, doch sind mir die Taten auch später von Augenzeugen bestätigt worden. Die Freude, von einem Landsmann verbunden zu werden, habe ich dem Tapferen von Herzen gegönnt. Bald wurden mir noch andere Verwundete mit leichteren und schwereren Verletzungen gebracht.

Während ich arbeitete, wurde mir erzählt, dass die Kollegen aus Daschitsjao eingetroffen, aber sofort auf ihrem Zuge weiter gefahren seien. Da an der Bahnlinie gekämpft wurde, wollten sie den Verwundeten den Transport erleichtern. Mir wurde der Befehl übersandt, auf den Bahnhof zu kommen, um dort weitere Verwundete zu verbinden. Ein Bild des Jammers bot sich hier. Alle Räume waren angefüllt von stöhnenden Menschen. Zum Teil waren es schwere Verletzungen. Ein Grenzjäger war von acht Kugeln getroffen worden, deren eine ihm den Unterkiefer zerschmettert hatte, eine zweite war ihm durch den Hals gedrungen, die dritte durch die Brust, die übrigen sassen in den unteren Extremitäten. Ganz besonders ungünstig waren die Wunden, die durch Ricochetteschüsse verursacht waren. Die Kugeln waren meist bis zur Unkenntlichkeit deformiert. Der Bleikern war häufig nicht mehr vorhanden, während der Metallmantel sich in Form einer dünnen Platte präsentierte.

Um 8 Uhr abends kehrten meine Kollegen zurück, nachdem sie ein kleines Abenteuer hatten bestehen müssen. Ihr Zug war nämlich plötzlich unter heftiges Gewehrfeuer genommen worden, das sie zur schleunigen Rückfahrt zwang. Es sassen auch tatsächlich in den Wänden der Waggons verschiedene Kugeln. Andere hatten die Wagen durchschlagen, zu Schaden war aber niemand gekommen. Zur Steuer der Wahrheit möchte ich

hinzufügen, dass der Zug nicht unter der Fahne des »Roten Kreuzes« fuhr. Die Sucht des Japaners, als Kulturträger zu gelten, hätte ihn sicher davon abgehalten, das »Rote Kreuz« zu beschiessen. Ungünstigen Falles wäre der Zug angehalten und die Insassen gefangen genommen worden. Die vielen Gerüchte, die über das inkorrekte Verhalten der Japaner, Sanitätskolonnen gegenüber kursieren, beruhen meiner Meinung nach nicht auf Wahrheit. Da die einzelnen Abteilungen des »Roten Kreuzes« meist mitten im Heere oder



Chinesengruppe vor der Station Daschitsjao.

unter starker militärischer Bedeckung marschieren, so ist es selbstverständlich, dass dadurch der Schutz, den das »Rote Kreuz« gewähren soll, aufhören muss. Interessiert hat mich die Beobachtung des Kollegen Krüger über das Verhalten der Chinesen. Diese hätten friedlich auf dem Felde gearbeitet, seien aber beim Erscheinen des Zuges schnell davongelaufen, und unmittelbar darauf sei das Feuer eröffnet worden. Tatsache ist es, dass, solange die Chinesen ruhig ihrer Beschäftigung nachgehen, keine Gefahr droht. Auf der Hut muss man aber sein, wenn alles wie ausgestorben ist.

Unsere Verwundeten wurden in den Zug gepackt, der sie nach Daschitsjao brachte. Mir wurde der Auftrag, die Kolonne am nächsten Tage dorthin zu führen. Kollege Krüger blieb bei mir. Da sich die neunte Division, welcher wir zukommandiert sind, am nächsten Morgen aus Kaitschou zurückziehen sollte, expedierte ich um 5 Uhr morgens einen Teil unserer Fuhren und brach selbst um 8 Uhr morgens unter strömendem Regen nach Daschitsjao auf.



Während der Regenperiode.

Es war der 16. Juni. Obgleich wir viel von der mandschurischen Regenperiode gehört hatten, so konnten wir uns doch keine rechte Vorstellung davon machen. Heute sollten wir sie erhalten. Um 5 Uhr öffneten sich die Schleusen des Himmels, und zwar eines mandschurischen Himmels, der kein Erbarmen mit der leidenden Menschheit zu haben scheint. Als wir schliesslich um 8 Uhr morgens mit der Ueberzeugung aufbrachen, dass ein längeres Abwarten unnützen Zeitverlust bedeute, war die Passage bereits schwierig geworden. Der Lehmboden war aufgeweicht, und wir rückten nur langsam vor. Schon nach einer

Werst verlegte uns ein reissender Bergstrom den Weg. Ueberall stürzten schäumende, kaffeebraune Wassermassen von den Bergen ins Tal. Wir begannen zu ahnen, was uns bevorstand. Um eine Felsecke biegend, konnten wir das Tal, welches sich durch die ganze Halbinsel zieht und von der Eisenbahn durchschnitten wird, übersehen. Es bot sich uns ein beunruhigender Anblick. Die weite Ebene hatte sich in ein Meer verwandelt, durch das sich, einer dunkeln Riesenschlange vergleichbar, der Eisenbahndamm wand. Die Aussichten für unser Fortkommen waren nicht glänzende. Doch ein zurück gab es nicht, also vorwärts. Die ersten zehn Werst legten wir noch verhältnismässig gut zurück, doch



Kavallerie marschiert durchs Wasser.

goss es noch in Strömen, und das Wasser stieg beängstigend schnell. Auf einer Grenzreiterstation wurde Halt gemacht, Pferde und Menschen bedurften der Erholung. Eine Erwärmung brauchte niemand, der Regen war warm und die Luft schwül. Je weiter wir kamen, desto schlimmer ward es. Konnten wir bis hierher noch an den Seiten des Bahndammes reiten, so mussten wir weiter den Schienenweg selbst benutzen. Die vielen kleinen Brücken, die während der Regenperiode die Wassermassen durchzulassen bestimmt sind, sind mit drei nebeneinander gelegten Brettern versehen, auf denen unsere Pferdchen, ohne zu scheuen, sicher passierten. Von der Menge der niedergegangenen Wassermassen kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen. Wir be-

wegten uns durch ein endloses Meer, dessen braune Fluten, vom Winde gepeitscht, sich in schäumenden Wellen am Eisenbahndamm brachen, und das von zahllosen, alles mit sich reissenden Flüssen durchquert wurde.

Wir überholten einen Proviantzug der sich zurückziehenden Armee. Hier wurde schier Unglaubliches geleistet. Bis zur Brust im Wasser stehend, arbeiteten die Leute, um die schwerbeladenen Wagen vom Fleck zu bekommen. Später erfuhr ich, dass viele Soldaten dabei ertrunken seien.



Nach überstandenem schweren Marsch.

Wir ritten weiter. Die Bretter einer Brücke waren bereits fortgeschwemmt. Wir versuchten, neben dem Damm den reissenden Fluss zu überschreiten. Sanitär Libau stürzte sich in seiner gewohnten unbesonnenen Art in die Fluten. Auf einen Moment verschwanden Ross und Reiter unter Wasser, tauchten auf und erreichten schwimmend das andere Ufer. Da wir nicht die geringste Lust verspürten, uns in ein gleiches, gefährliches Abenteuer zu stürzen, sattelten wir unsere Pferde ab, trugen die Sachen, auf den Schienen balanzierend, über die Brücke und peitschten die Pferde durchs Wasser. Dasselbe Manöver wiederholte sich noch mehrere Male, bis wir am Nachmittage die zwanzigste Werst

erreichten, wo wir auf einem aus den Fluten emporragenden Hügel unser Lager aufschlugen. Hier waren wir vollständig von der Aussenwelt abgeschnitten. Der einzige Weg — der Eisenbahndamm — war vor uns unterspült; hier mussten wir also ausharren, bis sich das Wasser verzog.

Das geht oft sehr schnell. Einige Stunden des glühenden Sonnenscheins genügen, um das Gelände auszutrocknen. Wir befinden uns eben im eigenartigen Lande der schärfsten Kon-



In Erwartung des Mittagessens nach überstandenem schweren Marsch.

traste. Wo heute noch Mensch und Tier verschmachten, finden sie morgen ein Grab in den Wellen. Als wir unser Lager bezogen, hörte es auf zu regnen. Die Sonne mit ihren sengenden Strahlen hatte in kürzester Zeit unsere Kleider getrocknet. Das Wasser fiel schnell, gegen Abend schauten schon die Spitzen der Gräser aus den Fluten hervor, und am andern Tage waren wir, obgleich es nachts wieder zu regnen anfing und bis 12 Uhr mittags gründlich goss, von grünen Wiesen umgeben.

Auf unserm Hügel hatte sich unterdessen ein buntes Treiben entwickelt. Gleich uns hatte eine Menge Militär hier Zuflucht gesucht. Da wir keine Zelte hatten, wurde aus Matten, Gummi-



Marsch über die mandschurische Fläche während der Regenperiode.

mänteln und Zeugstücken ein Dach improvisiert, das uns einen gewissen Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewährte. An ein Fortkommen war vorderhand gar nicht zu denken, da alles im zähen Lehm stecken blieb. Dieses war um so schlimmer, als sich die Folgen des Genusses des schlechten Wassers einstellten. Bald lag denn auch tatsächlich die halbe Mannschaft unseres Lagers an der Dysenterie darnieder. Und wir können nicht helfen! Wir haben keine Medikamente bei uns, ja nicht einmal Weissbrot und Reis lassen sich beschaffen, um unsern Patienten eine einigermassen rationelle Krankenkost zu bieten.



Unsere Notzelte.

Woher heisses Wasser für Kompressen nehmen? Dreimal telegraphiere ich nach Medikamenten und Nahrungsmitteln — ohne Resultat.

Selbst lag ich hier fünf Tage im strömenden Regen auf blosser Erde krank darnieder. Arzt, hilf dir selber!

Schwer war diese Zeit, sehr schwer, und doch entbehrt sie nicht vieler Lichtpunkte in der Erinnerung. Einen unvergesslichen Eindruck hat auf mich die schnelle Veränderung in der Vegetation gemacht. Die braune, monotone Fläche erhält plötzlich Leben, vor unsern Augen entwickelt sich der üppigste Pflanzenwuchs. Die weiten, verbrannten Felder, die bereits im Früh-

8*

ling bestellt wurden, verwandeln sich wie durch einen Zauberschlag in grüne Teppiche, wir bekommen einen Begriff von der enormen Fruchtbarkeit dieses verachteten Bodens. Der Gaoljan, das für die Mandschurei typische und unentbehrliche Gewächs, schiesst vor unsern Augen zu ungeahnter Höhe auf. Wo heute toter Lehmboden uns anstarrte, stehen nach Verlauf einer Woche wogende Gaoljanfelder, die die Höhe von 13 Fuss erreichen. Es sind nicht Felder, wir müssen sie Wälder nennen. Plötzlich



Unser Zeltlager.

scheint auch Leben in die Tierwelt gekommen zu sein. Riesenschmetterlinge umflattern uns, mächtige Käfer, Eidechsen, Schlangen beleben die Natur. In den überall entstandenen Tümpeln sieht man den Silberreiher stolz einherspazieren, Enten, Schnepfen und Bekassinen in nie gesehenen Mengen erfreuen das Jägerherz. Und nun erst die Frösche! Die Luft erzittert von ihrem Gesang. Es ist ein eigentümliches Konzert, das sie veranstalten. Ein Vorsänger beginnt langsam und bedächtig sein Lied, einzelne Stimmen des Chores schliessen sich ihm an, bis endlich das ganze, vieltausendstimmige Orchester einfällt — bei steter Steige-



Wir peitschen unsere Pferde durchs Wasser.

rung des Tempos. Einen Moment verstummen die Sänger, wenn von der Hand eines Musikfeindes ein Stein ins Wasser geschleudert wird. Doch bald beginnen sie von neuem.

Als der Eisenbahndamm repariert worden war, fuhr ich auf einer Draisine nach Daschitsjao, ich konnte nicht länger ohne Nahrung und Pflege leben. Hier ereignete sich etwas recht betrübendes. Es kam nicht plötzlich und unerwartet, sondern hatte sich schon lange vorbereitet. — Unsere Kolonne ging auseinander —.



Unsere Veranda in Daschitsjao.
Dr. Krüger zündet eine Zigarette mit dem Brennglas an.

Ich will über die Gründe nicht reden, auch liegt mir fern, gegen unsern gewesenen Chef, den Initiator eines grossen und segensreichen Unternehmens, dem wir den ungetrübten Genuss manch heiterer und manch ernster Stunde verdanken, zu Felde zu ziehen. Erwähnen will ich nur, dass seine Ansichten über Stellung und Tätigkeit des Arztes mit den unsrigen nicht übereinstimmten.

Eine durch die enormen körperlichen und geistigen Strapazen grossgezogene und unterhaltene erhöhte Reizbarkeit beider Parteien liess die Gegensätze sich noch mehr zuspitzen, so dass es schliesslich nur eines Anlasses bedurfte, um die Katastrophe

herbeizuführen, der leider ein schönes Werk zum Opfer fallen musste.

Wir drei Aerzte fanden Anstellung beim »Roten Kreuz.« Unsere erste Aufgabe bestand darin, einen Zug mit 400 Dysenteriekranken nach Charbin zu geleiten. Angenehm war die Fahrt keineswegs, unser Zug war aus Güterwagen zusammengesetzt, in denen die Kranken auf Stroh lagen. Zum Unglück erkrankte Kollege Halle



Hotel Orient in Charbin.

gleichfalls an der Dysenterie, und ich fühlte mich noch äusserst schwach. Der Löwenanteil der Arbeit fiel dem gesunden Dr. Krüger zu.

Uebrigens war die Behandlung der Kranken eine äusserst einfache. Mehrmals täglich gründliche Kalomeldosen im Anfangsstadium, später mildere Mittel bei strenger Diät. Letztere konnte ganz besonders leicht durchgeführt werden, da wir nichts bei uns führten, um unsere Kranken zu nähren. Geschieht das in einem

Zuge, der Verwundete transportiert, so ist es zu bedauern, in unserm Fall war es zuträglich für alle. Schon am zweiten Tage bemerkten wir eine allgemeine Besserung. Die blutigen Stühle und ebenso die heftigen Leibschmerzen liessen nach, und lachend mussten wir uns eingestehen, dass, falls unser Reiseziel ein weiteres gewesen wäre, wir am Endpunkte lauter gesunde Leute in die Hospitäler geliefert haben würden.

In Charbin übergaben wir unsere Patienten andern Kollegen zur Weiterbeförderung. Wir selbst begaben uns in die Stadt,



Unser Sanitätszug auf der Fahrt nach Charbin.

um Einkäufe zu machen. Gestaunt habe ich über das veränderte Bild, welches Charbin bot. Der Vergleich mit Chicago, den man überall hört, scheint mir richtig. Hier werden nicht einzelne Häuser, nein, ganze Strassen, ja Stadtteile, zu gleicher Zeit gebaut. Unter den neu entstandenen Häusern sieht man schöne, moderne Gebäude. Ein Teil der Strassen ist bereits gepflastert. Wenn es so weiter geht, so ist Charbin bald eine Grossstadt mit elektrischer Beleuchtung und elektrischen Strassenbahnen. Uebrigens wären letztere

schon im Augenblick notwendig. Die Entfernungen sind gross, die Fuhrleute schwer zu haben und enorm teuer. Geld spielt in dieser Stadt keine Rolle, sämtliche Waren sind unerschwinglich teuer, dabei von mittelmässiger Qualität.

Am 3. Juli befanden wir uns wieder in Daschitsjao. Zu unserer Freude hatte sich nichts zugetragen; all' die in Charbin



Reichsdeutsches Hospital in Charbin.
(Vorn Döckertsche Wirtschaftsbaracke.)

kursierenden Gerüchte von der Räumung Daschitsjaos waren erfunden.

Unsere Rückfahrt hatte lange gedauert, die Bahnlinie war überfüllt, auf einer jeden Weichenstelle hatten wir einen Aufenthalt von mehreren Stunden. Es ist in letzter Zeit viel geleistet worden, um die Durchlassfähigkeit und Sicherheit der Bahn zu erhöhen. Nach je fünf Werst ist eine Weichenstelle eingerichtet, an der eine Grenzreiterstation erbaut ist. Diese sind aus Stein auf-

geführte Häuschen, die von Wällen mit Schiessscharten umgeben sind — kleine Festungen. Auf jeder solchen Station gibt es einen Aufenthalt, da man auf einen entgegenkommenden Zug warten muss. Enorm ist die Anzahl der Züge, die im Laufe eines Tages passiert. Jeder Schienenstrang ist besetzt. Nach Süden gehen bloss Militärzüge mit frischen Truppen. Wohlgenährte, fröhliche Gesichter schauen zu den Fenstern her-



Das Libausche Offiziershospital in Charbin.

aus, wie erfreut sich das Ohr am Gesange und lange vermissten Lachen. Nach Norden passieren lauter Sanitätszüge; hohlwangige, abgezehrte Gesichter, eingesunkene Augen mit teilnahmslosem, mattem Blick sprechen eine beredtere Sprache, als das Aechzen und leise Wimmern, das gedämpft aus dem Innern der Wagen herausschallt. Hart ist der Krieg, unendlich hart!

Auf dieser Fahrt habe ich zum erstenmal das Glück gehabt, Chinesinnen zu Gesicht zu bekommen. Obgleich das Land enorm bevölkert ist, so scheint hier bloss ein Volk von Männern zu

leben. Aengstlich verstecken die Chinesen ihre Frauen und Mädchen vor uns. Erst später, als das Vertrauen grösser wurde und sie einsahen, dass die Russen nicht so böse seien, hörte diese Scheu auf. Es war in früher Morgenstunde; in einem der wogenden, roten Mohnfelder standen einige dieser holden Töchter des Reiches der Mitte und schmückten ihr künstlich aufgebautes Haar mit frischen Blüten.

Die Stadt Inkou (Niutschwang).

Auf unsern Positionen war alles ruhig, es gab für uns keine Arbeit, also beschlossen wir, nach Inkou zu fahren.

Am 4. Juli, 2 Uhr nachmittags, setzten wir uns in den Zug, der uns in drei Viertelstunden dorthin brachte. Eine kurze Wiedergabe meiner, während eines viertägigen Aufenthaltes dort ge-



Inkou. Fahrt vom Bahnhof zur Stadt.

sammelten Eindrücke lasse ich hiermit folgen. Es waren schöne, unvergessliche Stunden, die ich dort verlebt habe, Stunden, die mir durch den Verkehr mit baltischen Landsleuten, welche hier an den Gestaden des Stillen Ozeans ihren Lebensberuf gefunden haben, besonders wert geworden sind.

Die Beförderung vom Bahnhof zur drei Werst entfernten Stadt vermitteln kleine Dampfer oder chinesische Segelboote — Schalanden. Letzteres Verkehrsmittel wird von Fremden bevorzugt, da die etwas längere Fahrtdauer mehr Gelegenheit bietet, das eigenartige Treiben auf dem Ljao-hoë zu beobachten. Das Leben auf diesem stattlichen Strom, an dessen Oberlauf die heilige Gräberstadt Mukden liegt, ist eng verknüpft mit den Erscheinungen von Ebbe und Flut. Sobald die Flut einsetzt, lichten sämtliche an der Mündung liegenden Fahrzeuge die Anker



Schalande unter Segel.

und sausen, da die Niveauschwankung etwa 17 Fuss beträgt, mit rasender Geschwindigkeit stromaufwärts, bis die eintretende Ebbe sie zwingt, vor Anker zu gehen und die neue Flutwelle zu erwarten. So sieht man denn die Flotillen sich in unabsehbarer Reihe stromaufwärts oder -abwärts von den ansteigenden oder abfliessenden Wassern tragen lassen.

Für Sportsfreunde seien hier einige Notizen über die chinesischen Segler eingeschaltet. Der Typus ist stets der gleiche. Der Schiffskörper ist ein länglich-viereckiger Kasten mit flachem, kiellosem Boden. Das tief herabgelassene Steuer ersetzt den Kiel. Die

grossen Segel werden durch eingeschobene Bambusstäbe steif gehalten. Die Segel sind geölt und leuchten in der Sonne dunkelrot. Man ist überrascht, wie gut diese plumpen, kiellosen Fahrzeuge manövrieren.

Hochinteressant ist der Hafen von Inkou. Ein unübersehbarer Wald von Masten verdeckt das Ufer. Meist sind es kleine, einmastige chinesische Schalanden, die nur ein grosses Segel tragen. In der Mitte des Flusses ankern mächtige Ozeandampfer aller Nationen und die grossen Dschonken, die mit ihrer ori-



Einmastige Dschonke.

ginellen Bauart und den formen- und farbenprächtigen Verzierungen das Auge stets wieder fesseln. Jeder Moment bringt ein anderes eigenartiges Bild. Ohne zu ermüden, habe ich mich stundenlang am Ufer umhergetrieben.

Inkou war bis vor kurzer Zeit noch eine reine Chinesenstadt. Jetzt ist ein schmuckes Europäerviertel erbaut worden. Auf dem linken Flussufer erhebt sich eine Anzahl netter ein- und zweistöckiger Gebäude, in denen sich Hotels, Kaufläden und öffentliche Institutionen, wie Lotsenamt, Flusspolizei und andere mehr, befinden. Dicht am Ufer liegt der sogenannte Stadtgarten mit einem hübschen Promenadenweg, auf dem sich

in den kühleren Morgen- und Abendstunden die europäische Gesellschaft ein Rendezvous gibt. Man soll sich von diesem Garten nur nicht zu gewagte Vorstellungen machen. Einzelne niedrige Bäumchen und hohe Sonnenblumenfelder — das ist alles! In der Mitte dieser Anlage liegt ein grosses, ausgemauertes Bassin — die Badeanstalt der Europäer.

Die Fremdenkolonie zählt nicht mehr als hundert Seelen, wobei die Garnison nicht mitgerechnet ist. Die Engländer bilden



Inkou. Zweimastige Dschonke.

den stärksten Prozentsatz. Die Gesellschaft zeichnet sich durch Eleganz aus. Hinter dieser ersten Häuserreihe sieht man hübsche, von schönen Gärten umgebene Villen — das Diplomatenviertel. Das schöne russische Konsulatsgebäude, auf dem die Kriegsflagge weht, übertrifft an Grösse und Ausstattung alle übrigen.

Direkt an diesen »offiziellen« Stadtteil schliesst sich die alte Chinesenstadt. Sie wird von einer langen, mit grossen, behauenen Steinplatten gepflasterten Hauptstrasse durchschnitten. Hier sind alle Häuser gleich, niedrige Gebäude mit flachem Dach. Da das Baumaterial ausschliesslich aus Lehm, der mit Gras gemischt

wird, besteht, erinnern diese Fansen an Schwalbennester. Auffallend viel Getränkhandlungen sieht man hier, und man kann an Alkohol alles, angefangen vom edeln französischen Sekt, bis hinunter zum gemeinen chinesischen Fuselbranntwein, haben. — So unsauber die Chinesen erscheinen, so peinlich sauber und ordentlich sind ihre Wohnräume. Ich habe jede sich bietende Gelegenheit, ins Innere eines chinesischen Wohnhauses zu dringen,



Hauptstrasse in Inkou.

erfasst, und habe mich stets über die dort herrschende Ordnung gefreut.

Frauen habe ich auch in Inkou wenig gesehen. Aeltere Jahrgänge der ärmeren Klassen, die mit ihren runzligen, gelben Gesichtern und ihren verkrüppelten Füssen einen geradezu unappetitlichen Eindruck machen, trifft man häufig auf den Strassen. Aber junge Mädchen zu Gesicht zu bekommen, ist schwer. Nur einmal sah ich eine junge, reiche Chinesin aus nächster Nähe. Sie bestieg gerade ihren schönen Maultierkarren und schaute mich dabei neugierig an. Ich war überrascht, ein wirklich nied-

liches Gesichtchen und nette, volle Formen zu sehen. Uebrigens sind die Chinesinnen Meisterinnen in der Kunst des Schminkens.

Von der Menge der Kaufläden kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen. Tatsächlich jedes Haus hat zur Strasse hin eine Verkaufshalle. Die Waren sind billig und schlecht. Trotzdem machen die Inkouer Kaufleute gute Geschäfte, da jeder Fremde einige Sachen, wenn auch nur zum Andenken, kauft. Die Preise sollen in letzter Zeit stark in die Höhe gegangen



Inkou. Ufer des Ljao-hoë.

sein. Auch Lebensmittel sind bedeutend teurer geworden. Vor vier Jahren, während der chinesischen Wirren, bekam man für eine leere Schnapsflasche ein Huhn, für zwei eine Gans. Das Hundert Eier kostete vier bis fünf Kopeken. Jetzt verlangen die Leute für ein Huhn 50 Kopeken, für 20 Eier 15 Kopeken. Die Preise steigen täglich, zahlt doch die Intendantur stets das Geforderte.

Wir waren im ersten Hotel — dem Mandschuria-House — abgestiegen. Es ist ein mit allem europäischen Komfort eingerichtetes Gasthaus. Man zahlt acht Rubel pro Tag für Logis

und Verpflegung. Letztere ist tatsächlich ausgezeichnet. Diner und Souper bestehen aus je zehn Gängen. Die Bedienung ist tadellos, die flinken Chinesenboys sind äusserst aufmerksame und nette Diener. An der Decke des Speisesaals sind grosse Fächer angebracht, die, durch Ventilatoren in steter Bewegung gehalten, die Luft angenehm kühlen und die Fliegen vertreiben. Wie haben wir Speise und Trank und vor allen Dingen Sauberkeit nach so langer Zeit der Entbehrung genossen!



Inkou. Ufer des Ljao-hoë mit chinesischem Friseur.

Den zweiten Abend unseres Inkouer Aufenthaltes verlebten wir im Hause eines Balten, des Stadthauptmanns Grosse. Er ist der Herr und Gebieter der Stadt, als russischer Konsul eine der angesehensten Persönlichkeiten. Obgleich der Häuslichkeit der schönste Schmuck — die Herrin — fehlte, die zu Beginn des Krieges in die baltische Heimat geflüchtet war, so haben wir doch einen recht gemütlichen baltischen Abend verlebt. Prinz Bourbon und andere hochgestellte und hochgeborene Persönlichkeiten, die im Grosseschen Hause weilten, zogen sich bald zurück, und die Unterhaltung konnte in unserer Muttersprache weitergeführt werden — ein wahrer Genuss nach dem Sprachgewirr der letzten Zeit.

9*

Am dritten Abend erhielten wir eine Aufforderung zum Direktor der russisch-chinesischen Bank, Herr Blacher. Auch er ist ein Balte. Obgleich noch jung an Jahren, bekleidet er hier im fernen Osten einen verantwortlichen Posten. Selten habe ich einen Abend so genossen, wie diesen im Hause unseres liebenswürdigen Landsmannes. Bis vier Uhr morgens sassen wir in seinem schönen Garten bei einer duftenden Bowle zusammen. Vor uns der majestätische Ljao-hoë, dessen braune



Hafen von Inkou.

Fluten mit den auf ihnen schwimmenden Fahrzeugen vom Mondlicht übergossen waren. Durch die Gänge des Gartens schallt der gleichmässige Schritt der auf- und abgehenden Wächter. Es sind Inder, die mit ihren elastischen Gestalten, der d[illegible] Gesichtsfarbe und dem leuchtend roten Turban so recht [illegible] Bild der Tropennacht hineingehören.

Hier lernte ich den Berichterstatter des »Ber[illegible] Herrn Oberst Gaedtke, kennen. Ein liebensw[illegible] angenehmer Gesellschafter. Gestaunt habe i[illegible]

nis unserer Armee und deren Stellungen. Zugleich aber auch über seinen grossen Optimismus.

Tags darauf, während wir im Hotel beim Mittagessen sassen, traten in den Speisesaal der Kammerherr Alexandrowsky und der Senator Naryschkin. Letzterer war eben aus Petersburg eingetroffen, um die Tätigkeit des »Roten Kreuzes« zu kontrollieren. Wir wurden ihm vorgestellt, und er gratulierte uns zu unserm Wirken auf dem Schlachtfelde von Wafangou. Uebrigens ist er eine in Riga wohlbekannte Persönlichkeit, da er vor Jahren als Chef des Domänenhofes zu Rigaer Kreisen Fühlung genommen hatte. Wir machten einen gemeinsamen Spaziergang durch die Chinesenstadt und wurden dann zu einer Dampferfahrt aufs Meer hinaus aufgefordert. Mit Begeisterung nahmen wir die liebenswürdige Einladung an. Diese schöne Tour hat uns sehr viel Interessantes geboten. Kollege Krüger liess es sich nicht nehmen, vom Dampfer aus zu baden. Als er nachher erfuhr, dass sich in diesem Jahr hier ganz besonders viele Haifische aufhielten, die wohl durch die zahlreichen Opfer der Seeschlachten angelockt worden sind, wurde es ihm doch etwas ungemütlich.

Doch ein jedes Ding hat sein Ende, und die schönen Stunden schwinden besonders schnell. Die Pflicht rief uns, wir mussten Abschied nehmen von unserm schönen Inkou. Zurück ging es ins alte Schmutz- und Fliegennest Daschitsjao, wo es nichts zu tun, nichts zu lesen und wenig zu essen gab. —

Die Schlacht von Daschitsjao und der Rückzug. .

Wiederum ist eine Schlacht geschlagen worden, wiederum sind wir zurückgegangen. Dieses Mal aber nicht gezwungen vom Feinde, sondern freiwillig. Wer kennt die Pläne des Höchstkommandierenden, wer kann ein Urteil darüber fällen ob sie richtig oder falsch sind?



Unsere während der Schlacht aufgestellten Feldküchen.

Obgleich vor meinen Augen sich die Schlacht abgespielt hat, so kann ich mir kein klares Bild über die Vorgänge machen. Eines steht fest, dass nach zweitägigem, schwerem Ringen keine Handbreit Erde aufgegeben worden war, dass unsere Stellungen dieselben, wie zu Beginn des Kampfes waren. Da traf unerwartet der Befehl zum Rückzuge ein.

Unsere Positionen erstreckten sich halbmondförmig um die Station Daschitsjao nach Süden hin. Es ist reines Gebirge, in dem ein jeder Fels eine natürliche Festung zu bilden scheint.

Um 5 Uhr morgens des 10. Juli ertönte der erste Kanonenschuss. Der Kampf begann auf unserm rechten Flügel, setzte sich aber bald auf das Zentrum und den linken Flügel fort. Es wurde an diesem Tage nicht mit voller Energie gekämpft, um die Mittagszeit verstummte das Schiessen auf kurze Zeit vollständig. Unsere Verluste an diesem Tage waren äusserst ge-



Truppen werden in die Schlacht geschickt.

ringe. Dieses bedingte der reine Artilleriekampf und das unsichere Schiessen der Japaner. So gut sie in Wafangou geschossen hatten, so wenig leisteten sie dieses Mal. Unsere Batterien waren übrigens vorzüglich maskiert, so dass ein Auffinden nicht leicht war. — Mehr, als unter den feindlichen Kugeln, litten unsere Soldaten unter der Hitze. Das Thermometer zeigte 47° C. im Schatten. Im Gebirge herrschte absoluter Wassermangel. Nimmt es da wunder, dass wir an diesem Tage etwa 70 Mann am Hitzschlag verloren?

Schwer war der Kampf des nächsten Tages. Ungeachtet der furchtbaren Hitze, tobte er von früher Morgenstunde bis zum

Eintritt der Dunkelheit. Volle fünfzehn Stunden wurde mit aller Heftigkeit auf der ganzen Linie gekämpft. Unglaubliche Mengen Geschosse sind an diesem Tage verbraucht worden. Mir sagte ein höherer Offizier, dass während des ganzen russisch-türkischen Krieges nicht eine solche Anzahl verschossen worden sei, wie an diesen beiden Tagen von Daschitsjao.

Trotzdem wären unsere Verluste nicht nennenswerte gewesen, hätte nicht am Abend des zweiten Tages ein Bajonett-



Frischangekommene Truppen.

angriff von unserer Seite aus stattgefunden. So verloren wir denn im ganzen kaum 500 Mann! Diese Ziffer wirft jedenfalls die alte Rechnung, nach der im Kriege, um einen Mann zu töten, eine Munitionsmenge verschossen wird, die dem Körpergewicht eines Menschen entspricht, über den Haufen.

Uns drei Aerzten, die wir im Augenblick keiner Kolonne angehörten, und müssig, die Hände im Schoss, dem Kampfe zusahen, brachte er zum Schluss doch eine grosse, befriedigende Arbeit. Neben der Station, in einem leerstehenden Gebäude, hatte Professor Zoege einen Verbandplatz eingerichtet, den er

aber vor einiger Zeit verlassen hatte. Diesen besetzten wir für uns. Am Abend des zweiten Kampftages, während ich mich gerade bemühte, eine vor mir arbeitende und unter dem feindlichen Feuer stehende Batterie auf die photographische Platte zu bringen, kam der Bevollmächtigte des Roten Kreuzes, A. J. Gutschkow, zu mir und bat mich, einen eben angekommenen Verwundetentransport zu besorgen. Ich benachrichtigte die beiden Kollegen und unsere vier Schwestern davon, und wir machten



Unterbringen der Verwundeten in den Sanitätszug.

uns an die Arbeit. Bis 11 Uhr abends hatten wir 62 Verwundete verbunden und im Sanitätszuge untergebracht. Schon glaubten wir, mit der Arbeit fertig zu sein, als ein neuer Transport eintraf; also weiter gearbeitet. Die Sonne ging auf und leuchtete uns zu unserer blutigen Beschäftigung.

Unterdessen war der Befehl zum Rückzug ergangen. Trotzdem sah man nirgends irgendwelche nervöse Erregung. Die Truppen zogen sich langsam und in vollster Ordnung zurück, im Bahnhofsrestaurant wurde gegessen und getrunken, wie gewöhnlich, wir verbanden, operierten und brachten die Ver-

wundeten in die bereitstehenden Sanitätszüge, als ob uns von einem Rückzuge nichts bekannt wäre. — Endlich, um 9 Uhr morgens, hiess es eilen, wir hatten im Verlaufe der Nacht gegen zweihundert weitere Verwundete besorgt. Der letzte Sanitätszug fuhr ab, für uns blieb nur noch der Zug des Kapitän Spiridonow, welcher stets als letzter die Station verlässt. Die Aufgabe der Bemannung dieses Zuges ist es, nach vollendetem Rückzug alles, was dem Feinde in die Hände fallen und ihm nützen



Daschitsjao. Letzter Zug mit unsern Sachen und Verwundeten.

könnte, zu zerstören. Vor allem werden die Brücken gesprengt. Dann werden die Intendanturvorräte mit Petroleum begossen und angezündet, ebenso die Gebäude. Schon schlugen die Flammen überall hervor; eine hinter der Station aufgestellte Kosakenbatterie, die unsern Rückzug decken sollte, begann zu feuern. Der herangerückte Feind antwortete. Wir hatten unsere Sachen auf eine offene Plattform gebracht, ebenso die letzten Verwundeten.

Auf dem Perron spielte sich unterdessen eine erheiternde Szene ab. Der Restaurateur, einer der verhassten armenischen



Vorne Goaljanfeld. Hinten feuernde und beschossene Batterien.

Um 10 Uhr setzte sich unser Zug in Bewegung. Er hatte sich länger, als die Vorsicht gebot, aufhalten müssen, da acht Verwundete in einem Hospital zurückgeblieben waren, die wir nicht im Stich lassen konnten. Kapitän Spiridonow war auf unsere Bitte hin so liebenswürdig, den Zug noch eine halbe Stunde halten zu lassen.

Schon platzten die ersten Schrapnells über unsern Köpfen, als wir abfuhren. Wiederum war es ein entsetzlich heisser Tag. Auf unsern Kisten sitzend, zwischen uns auf den Tragbahren die letzten Opfer der Schlacht, dampften wir der Station Haitschön zu. Aus einem zum Speisesaal ausgestatteten Bagagewagen tönte fröhliches Lachen und Becherklang zu uns herüber. Dort begossen die Herren Bevollmächtigten des Roten Kreuzes unser glückliches Entkommen.

Als wir Haitschön erreichten, waren drei unserer Verwundeten gestorben; sie waren ihren Wunden, der Hitze und dem Durst erlegen.

In der Arrieregarde.

In Haitschön arbeitete das holländische Hospital unter Dr. Rennenkampf. Bei ihm hofften wir Aufnahme zu finden und uns erholen zu können. In echt baltischer, herzlicher Weise wurden wir empfangen. Uns wurde ein Zelt angewiesen, wir konnten uns waschen und uns mit Speise und Trank stärken.



Strasse von Haitschön mit Stadttor.

Erfrischt erwachten wir am nächsten Morgen. Im Hospitale gab es Arbeit. Nicht ohne Kampf zogen sich unsere Truppen zurück, viele Verwundete wurden nach Haitschön gebracht.

Wir boten unsere Hilfe an. Sie wurde mit Freuden angenommen. Am Nachmittage erhielten Krüger und ich den Befehl,

zur fünften fliegenden Kolonne des Roten Kreuzes zu reiten, um die erkrankten Aerzte auf einige Zeit zu vertreten. Diese Kolonne war dem ersten ostsibirischen Schützenregiment zukommandiert, welches seit Wafangou in der Arrieregarde stand. — Unsere Sachen schickten wir nach Liaojang, da von einer Räumung Haitschöns gesprochen wurde; wir selbst setzten uns in die Sättel und ritten nach Süden.

Aut der neben Haitschön über den Fluss führenden langen und hohen Eisenbahnbrücke wäre es uns beinahe schlimm er-



Landschaft zwischen Haitschön und Daschitsjao.

gangen. Da die Brücke schmal ist und nur zum Teil ein Geländer hat, ist das Reiten nicht ungefährlich. Zum Unglück stiessen wir mitten auf der Brücke auf eine schwer mit Gepäck beladene Stierherde. Umkehren konnten wir nicht, der mit Brettern belegte Teil der Brücke war zu schmal. Es entstand ein verzweifelter Kampf zwischen unsern Pferden und den Stieren. Gegenseitig versuchten sie sich zur Seite zu drängen. Der Selbsterhaltungstrieb kam hier so recht zum Ausdruck. Nur der absoluten Sicherheit und Unerschrockenheit unserer Tiere verdankten wir es,

dass uns nichts zustiess. So kamen wir bloss mit geschundenen Knien und Schienbeinen davon.

Zwischen Haitschön und Daschitsjao stand fast das ganze ostsibirische Schützenkorps. Es galt, das erste Regiment finden. Nachdem wir neun Werst geritten waren, sahen wir rechts und links vom Bahndamm die Lager einzelner Truppenkörper. Erst hielten wir uns rechts, ritten einige Werst einem Flüsschen entlang, überall nach unserm Regiment fragend. Leider konnte uns niemand Auskunft erteilen. Also zurück auf die andere Seite.



Das Lager des I. Sib. Schützenkorps in den Bergen von Haitschön.

Die Gegend war herrlich, die üppigen Felder werden von einem Flüsschen, dessen Ufer mit Weidengebüsch bestanden sind, durchzogen. Nach Süd und Ost ist das Gebirge mit seinen malerischen Felspartien vorgelagert, rot gefärbt von den Strahlen der sinkenden Sonne.

Wir sahen ein, dass wir heute unsere Kolonne nicht mehr finden könnten und ritten kurz entschlossen auf eine Gruppe von Offizieren zu, sie um ein Nachtlager zu bitten. Der Zufall war uns günstig, es waren die Offiziere des von uns gesuchten Re-

gimentes, welche hier versammelt waren, um ein Fest zu feiern. Der bei Wafangou gefallene Regimentskommandeur war eben durch einen andern ersetzt worden, welcher zugleich am heutigen Tage vom Oberstleutnant zum Oberst befördert worden war. Da aller Wahrscheinlichkeit nach der nächste Tag ruhig verlaufen würde, sollte diese Ernennung gefeiert werden.

Mit der den russischen Offizieren eigenen Liebenswürdigkeit und Gastfreiheit wurden wir aufgefordert, da zu bleiben. Hier lernten wir den Oberst Lösch kennen, mit dem wir in Zukunft



Arrieregarde geschützt durch den Fels.

so viel zusammen sein sollten, und dessen Name im Verlauf dieses Krieges zu einem der bekanntesten geworden ist.

Bald versammelten sich auch die Offiziere der übrigen Schützenregimenter, es wurde mit Rum angestossen, später mit Sekt.

Die Sonne war untergegangen, der Mond erschien und beleuchtete ein eigenartiges, dem Gedächtnis sich unauslöschlich einprägendes Bild. Vor uns die schweigsamen Berge, an deren Fuss sich wie ein Silberband das im Mondschein glänzende Flüsschen schlängelt. Rundum das malerische Lager, inmitten die gedeckte Festtafel. Einfach, aber praktisch war diese hergestellt. In ovaler Form war ein anderthalb Fuss tiefer Graben ausgeschaufelt

und die Erde zur Mitte aufgeworfen. Diese Ausschüttung bildete den Tisch. Sie, wie die Sitze, waren dick mit Gaoljanblättern belegt. Sie stellten, in hübscher Anordnung durcheinander gelegt, mit den Spitzen zur Peripherie hin, eine originelle Tischdecke dar. Als Beleuchtung diente der glänzende Mond. Zum Ueberfluss waren noch zwei mächtige Petroleumfackeln von den Protzkasten an beiden Enden der Tafel, hinter dem Rücken der Gesellschaft, aufgestellt. Im Kreise herum standen die neugierigen Soldaten,



Mittagspause.

an einer Seite war das Orchester postiert, welches fröhliche Märsche und Tänze spielte.

In solchen Momenten vergisst man es vollständig, auf dem Kriegsschauplatz zu sein. Man will bloss geniessen, und geniesst auch tatsächlich. Die Wogen der Geselligkeit gehen hoch, die Reden nehmen kein Ende. Plötzlich teilt sich der Kreis der Zuschauer und auf seiner mächtigen Fuchsstute erscheint General Gerngross. Mit Freudenrufen wird er empfangen und umringt. Auf seine Erklärung, er habe bloss nachschauen wollen, was der Jubel bedeute, wird er einfach vom Gaul gehoben und an die Tafel ge-

10*

setzt. Bis ein Uhr nachts waren wir zusammen, es waren Stunden, die ich nie vergessen werde.

Am nächsten Morgen stiessen wir zu unserer Kolonne. Nun begann eine schwere Zeit für uns, ein stetes Bummeln hinter den Batterien her, die fortwährend Fühlung mit dem Feinde hatten. Die Nachhut kämpfte eigentlich beständig. Vom Morgen bis zum Abend ist man vom Kanonendonner umgeben, dabei gibt es aber ärztlich so gut wie nichts zu tun. Die wenigen Verwundeten könnten ebensogut von den Militärfeldscheren verbun-



In der Arrieregarde.

den werden, die ärztlichen Kräfte sollten besser in den Hospitälern verwendet werden. Das Schicksal hat es gewollt, dass ich lange Zeit fliegenden Kolonnen angehört habe, und doch, oder gerade deshalb, bin ich stets ein Gegner derselben gewesen. Meinen Standpunkt, dass wir auf den Kriegsschauplatz gegangen sind, um zu arbeiten, aber nicht, um einen gefährlichen Sport zu treiben, muss ich auch jetzt noch aufrechterhalten. Interessant ist ja freilich dieses Leben, doch nicht eines ernstdenkenden, arbeitsliebenden Arztes würdig. Erschwert wird das Leben durch den Schmutz und die entsetzliche Insektenplage.

In unserer Kolonne litten wir ganz besonders durch die ungenügende Ernährung. In andern Kolonnen war es besser. Es hängt dieses eben vollständig vom Führer ab.

In der Nacht vom 19. Juli verliessen alle unsere Batterien plötzlich die auf halber Strecke zwischen Daschitsjao und Haitschön behaupteten Positionen und nahmen etwa acht Werst südlich von Haitschön Stellung. Es war ein heisser Tag. Die Japaner folgten uns auf dem Fuss und setzten uns unter ein mörderisches Feuer. Es gelang mir, sechs Granaten, die zu gleicher



Reservebatterie während des Rückzuggefechts.

Zeit vor mir einschlugen und krepierten, auf die photographische Platte zu bringen.

Um 3 Uhr nachmittags trat Ruhe ein. Wir bezogen neue Positionen, um den Rückzug der in Haitschön befindlichen Truppen, der Verwundeten und Vorräte zu decken.

Am nächsten Tage war alles ruhig, und da es hiess, dass für die nächste Zukunft nichts von Bedeutung zu erwarten sei, ritten wir in die Stadt Haitschön, um Einkäufe zu machen. Damit sah es nun in der Tat schlimm genug aus. Die Chinesen hatten aus Furcht vor den anrückenden Japanern alle Läden ge-

schlossen und die Vorräte versteckt. Glücklich waren wir, einige Büchsen Ananas und sechs Weissbrote zu bekommen, die wir in die Satteltaschen schoben.

Auf dem Rückritt befremdete es uns, von den Batterien und Regimentern nichts zu sehen. Wir näherten uns dem Dörfchen, das hinter unserer letzten Position liegt. Es ritten uns einige Kosaken entgegen. Verwundert fragten sie uns: »Wohin?« . . . »Zu unserm Regiment.« »Nein, meine Herren, machen Sie getrost kehrt, nach einer halben Stunde hausen die Japaner bereits hier, unsere Truppen sind zurückgegangen.« — Wir segneten den glücklichen Zufall. Wären wir eine halbe Stunde später



Lager der Arrieregarde. (Nach dem Kampf.)

gekommen und hätten unsere Absicht ausgeführt, im Flusse zu baden, so wären wir dem Feinde direkt in die Arme gelaufen.

Wir kamen zur Eisenbahnstation. Auch hier herrschte vollkommene Oede. Nur einige Dragoner machten sich noch etwas zu schaffen. Ein Kommando war bereits beschäftigt, die zurückgelassenen Vorräte in Brand zu stecken. Es wurde uns die Richtung angegeben, wohin unser Regiment abgegangen war. Eine in der Ferne aufsteigende dicke Staubwolke wies uns den Weg der abrückenden Truppen. Wir hatten sie bald eingeholt. — Man kann sich nicht vorstellen, wie schwer es ist, bei einem allgemeinen Rückzug ein Regiment, geschweige denn eine kleine Sanitätskolonne in dem Chaos herauszufinden. Unter fortwährendem Fragen wurde es Nacht, ohne dass wir unsere Abteilung er-



Tempel in Haitschön.

reicht hätten. Hinter uns leuchteten die mächtigen Feuerflammen, das umliegende Gebirge rot färbend. Vor uns ging der Mond auf. Wir kamen in den gewaltigen Goaljanfeldern vom richtigen Wege ab und mussten umkehren. Zufällig stiessen wir auf den Lagerplatz der Proviantwagen des dritten Regiments. Da wir heute nicht mehr weiter konnten, traten wir ans Feuer der



Südtor von Haitschön.

Offiziere, die uns herzlich baten, bei ihnen zu Abend zu speisen und zu übernachten.

Wie herrlich mundete der Tee, dazu ein Stück Weissbrot und ein Schnitt Edamer Käse. Was ist es doch für ein Genuss, nach Monaten wieder einmal einen solchen Leckerbissen zu bekommen. Man wird es so herzlich schnell satt, immer nur trockenes Brot zu essen. Zu all den Eigentümlichkeiten, an die wir uns in China bereits haben gewöhnen müssen, gehört auch die, dass es hier keine Milch und daher natürlich keine Butter gibt. Das Kalb wird bei der Mutter gelassen, bis es ausgewachsen ist. Milch als Nahrungsmittel kennt der Chinese nicht.

Die Liebenswürdigkeit unserer Offiziere ist entzückend. Wie oft haben sie uns schon aufgenommen und mit uns ihr bescheidenes, häufig knappes Mahl geteilt. Für unsere Pferde wurde sofort gesorgt. Uns wurden Tragbahren, auf die Maisblätter als Unter-



Rückzug von Haitschön.

lage gedeckt waren, als Betten angeboten. Am prasselnden Lagerfeuer wurden alte Bekanntschaften erneuert, neue geschlossen. Herzlich freute ich mich, hier einen Priester wiederzusehen, dem ich am Tage von Wafangou unter dem Regen feindlicher Geschosse nähergetreten war. Er ist ein unerschrockener und dazu gebildeter Mann. Den ganzen folgenden Tag genossen wir seine Gesellschaft.

Frühmorgens setzten wir unsern Marsch fort. Auf der Strasse herrschte ein unglaubliches Gedränge von Menschen, Tieren und Wagen. Krüger, der Priester und ich ritten zusammen. Zuerst verloren wir unser Regiment, dann verlor ich meine beiden Genossen, und war nun ganz allein übriggeblieben. Einige Stunden ritt ich allein weiter, dann zog ich mich von der Hauptstrasse zurück, um eine kleine Mittagspause zu machen. Hier traf ich meine verlorengegangenen Gefährten wieder, und schliesslich auch das dritte Regiment, wo wir zum Mittagessen aufgenommen wurden und erfuhren, dass unser erstes Regiment und damit auch unsere fünfte fliegende Kolonne etwa zwei Werst weiter ständen.

Um 4 Uhr brachen wir dorthin auf, fanden glücklich unsere Kolonne, gerieten aber schliesslich, als wir am Zelt des Obersten Lösch vorbeiritten, in seine »Gefangenschaft«. Bei ihm war eine



Rückzug von Haitsch'ön.

lustige Offiziersgesellschaft versammelt. Nun hob ein fröhliches Zechen an, bei munterster Stimmung, unter den Klängen des Militärorchesters. Bunt, sehr bunt sieht solch' eine Gesellschaft aus. Auf dem Erdboden ist eine chinesische Matte, die hier übrigens alles ersetzt, ausgebreitet, darauf liegen die schmutzigen, von der südlichen Sonne gebräunten Gestalten, wir mitten darunter, ärger als die schlimmsten Vagabunden aussehend: ungewaschen, ohne Rock, bloss in Hose und Hemd. Doch das stört im Biwak weiter nicht. Selbst die geziertesten Gardeoffiziere gewöhnen sich bald notgedrungen die äussere Eleganz ab.

Das Orchester spielt mit grosser Bravour Walzer und schneidige Militärmärsche. Etwas dünn klingt es ja freilich, weil einige Stimmen fehlen. Seit Wafangou will es nicht mehr recht mit der Musik gehen: 13 Musiker haben ihr Leben dort gelassen, und der Verlust lässt sich hier nicht ersetzen. Ueberhaupt hat dieses Regiment dort stark gelitten. Die Verluste an Untermilitär betrugen 723 Mann, 22 Offiziere fanden dort ihren Tod.



Mittagessen während des Rückzugs.

Das sind enorme Zahlen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass ein Regiment 2000 Mann stark ist. Von den in unserer Gesellschaft befindlichen Offizieren waren vier bei Wafangou bereits verwundet worden und jetzt wieder zur Front zurückgekehrt.

Ich fühlte mich zum ersten und dritten Regiment hingezogen, da ich in Wafangou Augenzeuge ihrer Tapferkeit war und dort meine mir immer im Gedächtnis bleibende Arbeit hatte.

Nachdem wir uns reichlich an Speise und Trank gestärkt, stiessen wir abends zu unserer Kolonne.

Wir hatten ein Dorf, sechs Werst südlich von der Station Aisandsan, bezogen. Ein hoher, felsiger Bergrücken trennte uns von ihr. Krüger fuhr nach Liaojang, um sich etwas zu restaurieren. Ich begleitete ihn auf den Bahnhof. Dort erfuhr ich, dass in der Nähe der Station einige Schwestern vom Roten Kreuz eine



Unser Lager vor Aisandsan.

kleine Feldküche errichtet hatten, um die müden Krieger zu stärken. Nun, müde war ich, zugleich stark ausgehungert, also hatte ich ein volles Recht, hinzueilen. Zu meiner freudigen Ueberraschung fand ich bekannte Schwestern vor, die mich aufs herzlichste begrüssten und aufnahmen. Nicht nur für meinen inneren, auch für den äusseren Menschen sorgten sie. Welche von unsern baltischen Hausfrauen in der Heimat würde wohl dem ungebetenen Gast Speise und Trank vorsetzen und ihm dann noch zuguterletzt sein unglaublich schmutziges Hemd auswaschen?

Die nächste Zeit, bis zur Rückkehr des Kollegen, war für mich unsagbar schwer, es war ein Vegetieren ohne passende Gesell-

schaft, bei absolut unzureichender Nahrung. Lichtpunkte bildeten die Besuche, welche ich den Schwestern abstattete. Von Herzen dankbar bin ich ihnen noch heute. Mit nie versagender Freundlichkeit nahmen sie sich jedesmal des Halbverhungerten an. — Auch unserm Brigadegeneral Rutkowsky werde ich stets ein treues Andenken bewahren, er rettete mich einige Male fast vom Hungertode.

Was das zu bedeuten hat, kann man sich unschwer vorstellen. Befand sich doch hier das Zentrum für alle Militär- und Zivilbehörden, hier waren die grossen Depots der Intendantur und des »Roten Kreuzes«, hier befanden sich die grossen Hospitäler mit ihren zahllosen Verwundeten und Kranken. Und das musste nun alles in kurzer Zeit abgebrochen und weiterbefördert werden. Das Militär hat seine Vorräte nach Mukden gebracht, das »Rote Kreuz« nach Charbin. Die Hospitäler sind nach Guntschshulin, etwa 250 Werst südlich von Charbin ge-



Grenzreiterstation an der mandschurischen Grenze.

schafft worden. Ob auch die Truppen Liaojang räumen werden, ist noch nicht bekannt geworden. Der grosse Rückzug, der sich seit Wafangou vollzieht, sollte hier eigentlich sein Ende finden. Nun sind wir so weit, die ganze Welt und wir alle warten auf die grosse Entscheidung. Und doch scheint es noch nicht dazu kommen zu wollen. Der Feind, der uns bis hierher hinaufgedrängt hat, zieht sich plötzlich am Vorabend der grossen Schlacht auf allen Punkten zurück. Die Armee, die uns während der letzten Wochen stets folgte und mit unserer Nachhut innigste Fühlung hatte, soll sich nach Süden gewandt haben, und auch auf den

andern Punkten des Kriegsschauplatzes ist es ruhig geworden, so dass kein Mensch weiss, was das zu bedeuten hat.

Die nervöse Spannung erreicht allmählich ihren Höhepunkt. In diese Stimmung hinein verbreitete sich gestern das Gerücht von der Geburt eines Thronerben. Hochgestellte Persönlichkeiten wollen aus Petersburg die Nachricht erhalten haben. Offiziell ist jedenfalls noch nichts bekannt gegeben worden. Gott gebe, dass dem so sei! Ein neuer, frischer Zug würde in unsere Truppen kommen.

Eine Eisenbahnfahrt kann einen jetzt zur Verzweiflung bringen. Sie gestaltet sich etwa folgendermassen: Zwischen den, etwa 30 Werst voneinander entfernten Stationen sind mehrere provisorische Haltestellen eingeschoben, die ein doppeltes Gleis haben und zur Kreuzung der Züge bestimmt sind. Diese haben einen Abstand von 10 Werst. Auf diesen Weichen hält der Zug meist zwei bis sechs Stunden. So legt man denn im Laufe eines Tages nur eine verhältnismässig kurze Strecke zurück. Das schlimmste ist, dass man auf den Stationen nichts zu essen bekommt. Der Hunger lässt sich noch eher überwinden, unser ärgster Feind ist der bei der unerträglichen Hitze stets rege Durst. Ihn zu löschen, ist unmöglich. Würde doch wenigstens für ausreichende Mengen gekochten Wassers gesorgt, um den allgemeinen Gesundheitszustand wäre es dann sicher besser bestellt.

Unser Zug sollte 2 Uhr nachmittags Liaojang verlassen. Ich speiste zuerst gut zu Mittag, kaufte Brot, ein Pfund getrocknete Pflaumen und ein Pfund Bonbons — beide letzteren Dinge zu je 80 Kopeken pro Pfund. Bei einem Marketender konnte ich noch ein kleines Stückchen Käse für einen Rubel erstehen. So ausgerüstet trat ich meine Reise an. Endlich um 7½ Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. In Mukden trafen wir frühmorgens ein, dort gab es nichts weiter als Tee. Meine für teures Geld erworbenen Vorräte erwiesen sich leider als ungeniessbar und wanderten zum Fenster hinaus. Der Käse und die Pflaumen waren voller Würmer. Nur das Brot war gut, doch steigerte es — da trocken genossen — den Durst. Den einzigen Trost gewährt uns noch der Tabak, dem wir leider im Uebermass zusprechen. Er ist das Universalmittel gegen Hunger, Durst, Ermüdung und Langeweile. Die Qualität wechselt nach den Verhältnissen. An den Stationen werden gute und nicht teure Papyros feilgeboten. Auf unsern Märschen haben wir zuweilen ein

11*

Kraut rauchen müssen, das nicht mehr menschenwürdig genannt werden kann. So war uns auf unserer Position bei Haitschön der Tabak ausgegangen. Wir hatten seit vierundzwanzig Stunden geschmachtet, als ein Offizier verwundet und von uns verbunden wurde. Aus Dankbarkeit hinterliess er uns einen Beutel mit vollkommen zu Pulver zerriebenem Pfeifentabak schlechtester Qualität. Wir rollten uns Zigaretten, wozu wir gewöhnliches Papier benutzten. Kaum je hat mir eine Papyros besser gemundet! Vielfach werden hier Papyros geraucht, die dem »Roten Kreuz«



Rastende Chinesen.

von einer russischen Tabaksfabrik unentgeltlich für die aktive Armee zur Verfügung gestellt worden sind. Sie werden in Päckchen zu 20 Stück verteilt. Sie sind allgemein beliebt, obgleich sie, wie aus der Aufsicht ersichtlich, im Handel bloss fünf Kopeken pro Päckchen kosten. Ebenso versorgt uns das »Rote Kreuz« mit Zündhölzchen, die gleichfalls von einer Fabrik gratis geliefert werden. Auf jedem Kästchen befindet sich die Widmung: »Русскому солдату«. (Dem russischen Soldaten.)

Den 3. August.

Endlich nähern wir uns Charbin, noch 126 Werst, und wir sind am Ziel. Optimisten in unserm Zug behaupten, wir würden schon heute abend eintreffen. Gemach, vor morgen früh









Chinesische Gaukler in Charbin.

sind wir nicht dort! In Guntschshulin habe ich mir Reiselektüre gekauft und lese viel. Besonders interessiert mich ein Werk über die Mandschurei, zumal es Gegenden beschreibt, in denen ich fast besser zu Hause bin, als der Verfasser. Er hat ja die Gegend zumeist aus den Eisenbahnfenstern kennen gelernt, während ich monatelang im Sattel durchs Land und die Gebirge geritten bin. In dieser Hinsicht kann ich mit meinem Los, das mich zum zweiten Male in eine fliegende Kolonne verschlagen



Jung China.

hat, zufrieden sein. Ein Aequivalent für die schweren Entbehrungen und Strapazen finde ich im Beobachten von Land und Leuten und komme dabei reichlich auf meine Kosten.

Mit der Verpflegung ging es gestern und heute wider Erwarten gut. Ich hatte das Glück, auf einer Station zwei gebratene Hühner und zehn Eier kaufen zu können. Leider habe ich das eine Huhn zum Fenster hinauswerfen müssen, da es die Reisesehnsucht bekommen hatt. Die Fliegen sorgen dafür, dass in kürzester Zeit alle Lebensmittel von Würmern übersät sind.

An den beiden letzten Tagen war es angenehm kühl. Wir hatten eine konstante Temperatur von 20 Grad, und empfanden diese nach den 40 Graden der verflossenen Wochen als angenehme Erfrischung. Die chemische Wirkung der Sonnenstrahlen muss hier ganz besonders stark sein. Es ist nicht von vornherein verständlich, warum Leute, die ohne Kopfbedeckung übers Feld gehen, plötzlich, ohne ein ausgesprochenes Hitzegefühl gehabt zu haben, zusammenbrechen und vielfach, trotz sachgemässer Hilfe, nicht mehr zum Bewusstsein zu bringen sind. Ich kann mich nicht von dem Eindruck frei machen, dass das physikalische Moment der Ueberhitzung des Gehirns mit konsekutiver Gehirnhyperämie nicht genügt, um den Symptomenkomplex des »Hitzschlages« zu erklären. Vielmehr neige ich immer mehr zu der Ansicht, dass chemische Faktoren bei dieser eigenartigen und gegenwärtig praktisch so eminent bedeutsamen Krankheit die wichtigere Rolle spielen. Wäre dem so, so liessen sich leicht Mittel finden, um sie zu vermeiden.

Meine Fahrt nach Charbin war leider resultatlos, ihren Hauptzweck, mich neu zu equipieren, konnte ich nicht erreichen. Trotz sechstägigen, eifrigen Suchens konnte ich in Charbin meiner Koffer nicht habhaft werden, da der Wagen, in dem sie mit andern Sachen des »Roten Kreuzes« angeblich hierher gebracht worden waren, nicht zu finden war. Vier Tage und fünf Nächte dauerte die Hinfahrt, die Rückfahrt noch länger, da der Bahnverkehr auf der 57. Werst hinter Charbin durch eine Eisenbahnkatastrophe temporär unterbrochen war. Ein Sanitätszug war auf einen Güterzug gelaufen, wobei drei Personen getötet und sieben schwer verwundet worden waren. Zum Glück war der Sanitätszug leer, es befanden sich in ihm keine Verwundeten, sondern nur das begleitende Sanitätspersonal. Der Aufenthalt war um so schlimmer, als wir direkt hungern mussten. Früher kamen noch die Chinesen mit Eiern, Ananas, Brot und andern Lebensmitteln von allen Seiten herbeigeströmt. Das hat sich in letzter Zeit geändert. Nach unsern Misserfolgen sind sie üppig geworden.

Die frühere hündische Unterwürfigkeit hat einer gewissen Frechheit Platz gemacht, überall begegnet man trotzigen und herausfordernden Gesichtern, denen man es ansieht, dass sie nicht die Absicht haben, uns in unserer schlimmen Lage zu helfen. Froh war ich daher, endlich wieder in Liaojang zu sein.

Die Schlacht bei Liaojang.

Die freien Augenblicke in diesen wildbewegten Tagen waren teuer, so dass ich nicht die Möglichkeit hatte, mein Tagebuch zu führen. Aus dem Gedächtnis will ich versuchen, die grossen Ereignisse der letzten Zeit zu schildern. Alles Geschaute und Erlebte lässt sich nicht wiedergeben. Nur einen Blick ins grausige Kaleidoskop des Krieges — mehr kann ich nicht bringen.

Wir haben eine entsetzlich schwere Zeit hinter uns, eine Zeit voller Entbehrungen, voller Strapazen und Gefahren, zugleich aber auch die interessanteste Zeit unseres Lebens. Ich glaube, nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, dass nicht viele Aerzte auf dem Kriegsschauplatz so intensiv umhergehetzt worden sind, wie Kollege Krüger und ich, und dass nur wenige die Gräuel des Krieges, das ganze menschliche Elend in so konzentrierter Form gesehen haben, wie wir beide — Aerzte einer fliegenden Kolonne der Arrieregarde. Und doch würde ich kein Wort der Klage haben, trotz der vielen durchwachten Nächte, trotz Hunger und Durst, trotz Elend und Schmutz, wäre mir nicht ein Unfall passiert, der, so belanglos er den meisten der Leser erscheinen mag, mir doch die Lebensfreudigkeit getrübt hat. Ich büsste meinen photographischen Apparat ein. Es war ja bloss eine kleine Spielerei, und doch klammert der Mensch sich gar zu gern an derartige nichtige Dinge, selbst, oder gerade, in ernsten und schweren Momenten. Gott sei Dank, das Kind im Menschen lässt sich nicht so leicht unterdrücken.*)

Doch vielleicht war es besser so, wozu das Grausige festhalten, wozu sich an Bilder, die man widerwillig gesehen hat, klammern wollen! Wildes Schlachtengetümmel, ganze Kolonnen,

*) Nach der Schlacht habe ich meinen Apparat wieder reparieren können und recht brauchbare Bilder erzielt, wie meine Leser sehen werden.

die durch eine Salve hingemäht wurden, Wälle von Leichen, im letzten Todeskampf zuckende Menschenleiber, Verbandplätze, angefüllt mit Verwundeten in durchnässten Kleidern, bluttriefende, barfüssige Soldaten, heranwankend, gestützt auf ihre Flinte oder auf Kameraden, Schwerverwundete, getragen auf schnell improvisierten Bahren — Bilder zum Vergessen! Ferner das gewaltige Schauspiel des grossen und grossartigen Rückzuges einer ganzen riesigen Armee mit Hunderten von Geschützen und Tausenden von Transportwagen — wer möchte das nochmals schauen?! Die Wege sind fast unfahrbar, der aufgeweichte Lehm erschwert eine jede Bewegung, und doch drängt alles rastlos vorwärts. Jeder denkt nur an sich, keiner hilft dem andern. Hier verschwindet eine Fuhre im Schlamm, es bricht ein Rad oder eine Achse, dort stürzt ein Wagen von der schnell erbauten Brücke in die Fluten des reissenden Stromes, dort einer in den Abgrund: keiner achtet weiter darauf, zum Retten ist keine Zeit. Je weiter wir kommen, desto ärger wird das Drängen, Jagen, Hetzen und Schelten, immer mehr Pferde und Stiere liegen verendet oder verendend auf der Strasse oder am Wege. Herrenlose Lasttiere treiben sich überall umher, keiner nimmt sich Zeit, sie einzufangen.

Doch genug davon, ich will nicht vorgreifen und die Ereignisse der Reihe nach zu schildern versuchen.

Am 14. August traf ich in Liaojang ein. Am 15. frühmorgens brach ich in Begleitung eines Sanitärs nach Aisandsan auf, wo eben der Kampf begann, wie aus dem herübertönenden Donner der Geschütze zu entnehmen war. Auf dem Wege dorthin passierte mir das Unglück, vom Eisenbahndamm ins Wasser zu stürzen, wobei meine photographische Kamera verdorben wurde. Mein jetziger Gaul, ein Kosak, eine wilde Bestie, die kein Mensch reiten will, biss, feuerte und machte mir das Leben recht schwer. Als ein Zug herangebraust kam, stieg er und überschlug sich nach hinten, direkt in die am Bahndamm aufgestauten Wassermassen. Ich konnte mich noch im geeigneten Moment auf die Seite werfen und nahm bloss ein erfrischendes Bad. Meine Bagage, die ich in den Satteltaschen mit mir führte, war aber vollkommen verdorben.

Es war ein Unglückstag. Unser verehrter Brigadegeneral Rutkowski fand seinen Tod. Ein feindliches Geschoss zerschmetterte ihm den Schädel. Rutkowski war ein Mann, den wir ehrten



General Rutkowski kurz vor seinem Tode.

und liebten, anspruchslos und liebenswürdig, tapfer und ehrlich, schlicht und bescheiden — ein wahrer Soldat. Mit den Verhältnissen des Landes aufs Beste vertraut, fiel ihm die schwierige Aufgabe zu, von Wafangou an einen Teil der Arrieregarde zu leiten. Glänzend hat er diesen undankbaren Auftrag ausgeführt. Im steten Kampf mit dem Feinde, schützte er den Rücken der grossen Armee. Ihm hat die Mitwelt keinen Weihrauch geopfert, zeigte sich doch auf seinen weit vorgeschobenen



Zelt der Schwestern in Aisandsan.

Positionen kaum jemals ein Zeitungsreporter. Er mochte auch diese Leute nicht. Die Soldaten beweinen einen Vater, wir einen Freund.

Am Tage unseres Rückzuges von Aisandsan konnte ich mir übrigens die Japaner zum ersten Male aus nächster Nähe ansehen. Da ich meine Kolonne nicht finden konnte, hatte ich auf einer Grenzreiterstation an der Eisenbahnlinie einen Verbandplatz eingerichtet. Hier verband ich die aus der Schlacht zurückkehrenden Verwundeten, und glaubte bereits, mit meiner Arbeit fertig zu sein, als mir ein Soldat meldete, dass noch zwei

Verwundete auf dem Eisenbahndamm nachhinkten, aber schon so schwach seien, dass sie wohl dem Feinde in die Hände fallen würden. Ich war nicht ganz sicher, ob die Angaben richtig seien, als aber ein Kosakenoffizier heransprengte und das eben Gehörte bestätigte, beschloss ich, die Leute zu retten, und jagte auf meinem Kosakengaul nach Süden. Mein Sanitär, dem ich befohlen hatte, auf der Station auf mich zu warten, hielt dieses offenbar für eine Ehrenkränkung, und stürmte nach. Nach etwa anderthalb Werst fanden wir die beiden Gesuchten am Eisenbahndamm sitzend. Schnell hoben wir sie auf unsere Pferde und wollten eben den Rückzug antreten, als aus dem hohen Gaoljanfelde acht Japaner auftauchten, die unserm Treiben zusahen, uns aber ruhig ziehen liessen. Es mag sein, dass das Rote Kreuz uns geschützt hat, eher glaube ich aber annehmen zu dürfen, dass es ihnen nicht erlaubt war, zu schiessen, da sie als erste Streifpatrouille bloss die Stellung des Feindes auskundschaften sollten, aber nicht Alarm schlagen durften.

Der Abend nahte, ich fand meine Kolonne, und wir schlugen unser Quartier im Dorfe Majatun auf. Es war eine schöne Fansa, die wir bewohnten, nur hatte sie den einen Nachteil, dicht hinter unserer ersten, starken Position zu liegen, die, wie die nächsten Tage lehren sollten, den ganzen feindlichen Ansturm auszuhalten hatte.

Der 16. August verlief verhältnismässig ruhig, und wir konnten die Nacht ungestört schlafen.

Am 17., früh 5 Uhr, wurden wir vom Donner der Kanonen geweckt. Unsere Batterien 1, 2 und 3 begannen zu feuern, der Feind antwortete und überschüttete die ganze Gegend mit Schrapnells und Granaten. Nun wussten wir, dass der grosse Entscheidungskampf begonnen hatte, und es hiess eilen. Nach einer halben Stunde waren wir fertig, und verliessen unser gastliches Heim in Majatun, das uns bei längerem Zögern ein sicheres Grab geworden wäre. Wir wählten den Weg an unsern drei arbeitenden Batterien vorüber, zu einem Dorf, das auf der andern Seite des Berges liegt. Hier postierten wir drei Studenten und einige Sanitäre. Krüger, ich und der Rest der Kolonne ritten weiter zu unserer Kosakenbatterie und eröffneten einen Verbandplatz. Unterdessen begann der Kampf auf allen Seiten zu toben, durch den Donner der schweren Geschütze, das Brausen der herüberfliegenden Geschosse, das Platzen der Granaten und Schrapnells hörten

wir die Salven unserer Infanterie und das unheimliche Surren der Maschinengewehre. Anfangs schoss nur das dritte Regiment, dann fiel das erste ein, das unheimliche Orchester verstärkend, das achtundvierzig Stunden hindurch die grausige Symphonie des Krieges spielte. Hoch oben aber, in schwindelnder Höhe, in einem auf der äussersten Felsspitze gelegenen alten Turm,



stand er, der das ganze Orchester leitete — General Stackelberg. Stets kontrollierte er von dieser hohen Warte aus die Wirkung der abgegebenen Schüsse, erteilte auf telephonischem Wege seine Befehle, das Ziel und die Richtung des nächsten Schusses bezeichnend.

Etwa siebzig Schritte vor uns war eine Kosakenbatterie postiert. Sie leistete Fabelhaftes. Blutige Mühe gab sich der Feind, ihre Stellung zu entdecken. Vergebens! Zweimal wurden die

feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht, Salve auf Salve krachte, ohne dass im Laufe des ganzen Kampfes auch nur ein einziges Geschoss unsere Stellung erreichte.

Bald begann auch unsere Arbeit. Die Japaner versuchten, unsere Positionen vor dem Dorfe Majatun zu stürmen, wurden aber mit gewaltigen Verlusten zurückgeschlagen. Dreimal im Laufe des ersten Tages wiederholten sie den Sturm, dreimal wurden sie zurückgeworfen. Das wilde Bansai der Japaner und das begeisterte Hurra unserer Truppen gellte an unsere Ohren und sagte uns, dass in diesem Moment Hunderte, ja Tausende dem Tode ins Auge schauten. Im Laufe der beiden Schlachttage machte der Feind sechs Bajonettangriffe, und ebenso häufig gingen unsere Soldaten zum Gegenangriff über. Die Todesverachtung des Japaners grenzt geradezu an Wahnsinn. Kolonnenweise treten sie aus dem wie eine Mauer stehenden Gaoljanfelde und lassen sich durch die Salven niedermähen. Die Leichen türmen sich zu Wällen an, die Wolfsgruben füllen sich bis oben mit Toten und Sterbenden, an den Stacheldrahtzäunen hängen die vornübergebeugten Leichen; und doch treten immer neue Schwärme hervor, übersteigen die Wälle, laufen über die angefüllten Wolfsgruben, um das Geschick der übrigen zu teilen. Gott sei Dank, nur wenige Abschnitte der Geschichte sind mit so viel Blut geschrieben.

Unser Verbandplatz ist angefüllt von Schwerverwundeten, überall liegen sie umher, und wir finden kaum noch Platz, uns zu bewegen. Immer neue Züge treffen ein, stets dasselbe herzerschütternde Bild. Dabei regnet es, der Lehm ist aufgeweicht, alles starrt von Schmutz und Blut. Endlich naht die Erlösung. Madame Woronowa, die sich der Krankentransporte angenommen hat, eilt mit 40 Krankenwagen herbei und befreit uns von unserer Bürde. Unterdessen sausen die Kugeln immer dichter über unsere Köpfe dahin, schlagen in die Wände unserer Fansa und durchbohren die mit Papier verklebten Fenster. Wir müssen unsern Verbandplatz weiter verlegen. Eine Werst nördlich beziehen wir in einem Dorf eine Fansa und arbeiten weiter. Die Sicherheit ist hier keine grössere, doch achtet man nicht mehr auf das böse Summen der blutgierigen Wespen. Ein Sanitär wird in den Kopf getroffen und bricht leblos zusammen, ein zweiter bekommt einen Schuss in die rechte Schläfe, doch lebt er noch und wird nach Liaojang befördert, zwei Pferde stürzten plötzlich hin —

niemand lässt sich dadurch stören. Nur, wenn eine Kugel mit zischendem Laut, als ob ein glühendes Eisen ins Wasser getaucht wird, in nächster Nähe in die Wand oder den Schmutz schlägt, zuckt man unwillkürlich zusammen.

Rastlos wird weiter gearbeitet. Unser Verbandplatz gleicht einem Markte, von dem die Waren, die einen Abnehmer gefunden haben, per Wagen fortgeschafft werden. In ununterbrochener Reihe stehen die leeren Wagen, ihrer Ladung harrend, und alle, alle schwanken schwerbeladen fort. Endlich lagert die dunkle mandschurische Nacht ihre dichten Schleier über dieses Bild menschlichen Elends. Das Schiessen hört auf, immer spärlicher treffen die Verwundetentransporte ein, todmüde werfen wir uns auf das harte chinesische Lager und suchen den Schlaf. Mich flieht er, der Mond ist aufgegangen und leuchtet mir ins Gesicht. Absolute Stille ringsum! Ich gedenke der fernen, lieben Heimat und aller, die ich dort zurückgelassen. Schliesslich schlafe auch ich ein. Mir träumt, ein schweres Unwetter brause über uns dahin. Ich erwache. Es ist ein Uhr, es krachen die Salven, die Luft erzittert vom Kriegsgeschrei der Japaner, beantwortet von den unsrigen: Bansai — Hurra!

So begann der 18. August und mit ihm die Fortsetzung unserer schweren, blutigen Arbeit. Erst nach fünfundzwanzig Stunden konnten wir uns hinsetzen, und zwar auf unsere Sättel, um den abziehenden Heeren zu folgen.

Der 17. und 18. August waren für unsern rechten Flügel glänzende Tage, über uns kam das Gefühl der Sicherheit, wir fingen an, an einen Sieg zu glauben. Wie ein Blitzstrahl schmetterte uns daher der Befehl nieder, um neun Uhr abends den Rückzug anzutreten. Ja, warum denn, wo wir doch Sieger sind? Jeder von uns hat sich die Frage wohl hundertmal gestellt. Die Antwort wurde uns am andern Morgen zu teil: Kuroki versuchte unsern äussersten linken Flügel zu umgehen und uns von der Bahnlinie abzuschneiden. Um neun Uhr abends begannen alle Regimenter sich von ihren Positionen langsam zurückzuziehen, nur unser erstes Regiment musste zurückbleiben, um den Rückzug zu decken. Mit furchtbarer Gewalt stürmte der Feind, trotz der Dunkelheit gegen das kleine Häuflein an, es half ihm aber nichts, ein solches Musterregiment, das unter so ruhiger und besonnener Führung steht, ist nicht zum Weichen zu bringen.

Es ist wieder finstere Nacht. Trübe flackern die Lichte in unserer Fansa, den fusshoch mit blutigen Lappen, Verbandstoffen, Kleiderfetzen, zerschnittenen Stiefeln bedeckten Fussboden beleuchtend. Die Tür steht offen, und durch den Spalt ergiesst sich eine Lichtwelle, die Pforte des Hofes erhellend. Es will kein Ende nehmen, immer neue Scharen erscheinen im Rahmen des Tores, blasse Gestalten mit blutigen Händen und Gesichtern. Vorüberreitende Offiziere erteilen uns den wohlgemeinten Rat, nicht länger zu bleiben, da auch unser erstes Regiment gleich abrücken werde. Was aber mit unsern Verwundeten anfangen? Wir sind ratlos. Um 11 Uhr jagt ein Sanitär heran und fragt, ob wir Krankenwagen brauchen, Doktor Kymmel könne uns einige herüberschicken. Um 12 Uhr sind die versprochenen 15 Wagen da, sie werden in aller Eile gefüllt, der Rest der Schwerverwundeten wird auf Tragbahren gelegt, alles, was nur einigermassen gehen kann, muss zu Fuss mit nach Liaojang. Als letzter wurde ein toter Stabskapitän auf eine Bahre gebettet. Einen eben verstorbenen Soldaten können wir nicht mehr beerdigen, mögen die Japaner ihn begraben. Schnell auf die Pferde, die zweimal vierundzwanzig Stunden unter dem Sattel gestanden, und hinaus in die Nacht, vor uns der Feuerschein von Liaojang, hinter uns die letzten Salven des Feindes.

So endete der zweitägige erbitterte Kampf auf dem rechten Flügel. Schätzt man die Verluste beider Armeen ab, so bedeutet er einen Sieg unserer Waffen, mit dem Rückzug aber begann unsere Niederlage.

Um 4 Uhr morgens trafen wir in Liaojang ein. In den Hospitälern herrschte reges Leben. Doch das interessierte uns nicht, wir stürzten uns vielmehr auf die noch vom Abend vorher gedeckte Speisetafel der Zoegeschen Kolonne und vertilgten mit Heisshunger die übrig gebliebenen Reste. Hatten wir doch seit fünfzig Stunden fast gar nichts genossen. Dann tranken wir Kaffee und krochen um 7 Uhr in irgendein Zelt auf irgendein Bett. Um 11 Uhr erwachte ich wie zerschlagen und liess mein Pferd satteln, um in die Hauptverwaltung des Roten Kreuzes zu reiten. Bald kehrte ich zurück und suchte wieder mein Lager auf. Nun ging es aber nicht mehr mit dem Schlafen, ich hatte einen Schüttelfrost, während das Thermometer 39,3° zeigte. Da sausten auch schon die ersten feindlichen Schrapnells durch die Luft. Die Japaner hatten auf unsere verlassenen Positionen Belagerungs-

geschütze aufgefahren und eröffneten das Feuer auf Liaojang. Speziell den Bahnhof und die Hospitäler hatten sie zum Ziel gewählt. Eine der ersten Bomben platzte auf dem Bahnhof und riss einer barmherzigen Schwester beide Beine ab. Endlich schlief ich ein, doch nur zu bald wurde ich unsanft geweckt. Das Zelt über meinem Kopf wurde abgebrochen, und ich musste mein Lager verlassen.

Vor den Hospitälern herrschte eine grosse Aufregung. Die Beschiessung dauerte fort und es musste alles zum Aufbruch fertig gemacht werden. Nolens volens musste ich heraus. Auf dem Friedhof der Georgijewskaja Obschtschina lagerten wir uns und schliefen einige Stunden.

Der Morgen graute noch nicht, als wir uns am 20. August früh aufmachten, um weitere Instruktionen zu holen. Wir erfuhren, dass Kuropatkin mit seinem Stabe nach Nord-Osten abgerückt sei, um dort die Schlacht gegen Kuroki persönlich zu leiten. Zugleich wurde uns mitgeteilt, dass unsere Kolonne dorthin zu reiten habe. Um die Mittagszeit langten wir an und suchten uns eine Fansa aus. In einem weiten, von hohen Bergen, rings eingeschlossenen Talkessel hielten wir unsere Mittagspause. Rundum hinter den Bergen hörten wir den Kampf toben. Kuropatkin selbst leitete die Schlacht von einem Bergrücken aus. Anfangs schien alles gut zu gehen, aus Liaojang traf die Nachricht ein, dass ein Sturm auf unsere Positionen mit schweren Verlusten für die Japaner abgeschlagen sei.

Zum besseren Verständnis des weiteren Verlaufs der Schlacht und unseres Rückzuges füge ich umstehende Skizze bei.

Als wir ankamen, kämpfte das 17. Korps schwer mit den anstürmenden Truppen Kurokis. Wir hatten Erfolg, und Kuropatkin war zufrieden. Am Nachmittage wurde dem ersten Korps der Befehl erteilt, Kuroki links zu umgehen und ihm in die Flanke zu fallen. Das fünfte Korps, das unser Zentrum bildete, sollte eine starke Position gegen den Ansturm des Feindes halten. Der Plan war klar, Kuroki sollte von beiden Flanken umklammert, auf unser Zentrum gedrängt und dort vernichtet werden. Leider kam es anders! Die unserer zentralen Position vorgelagerte Hügelkette, die stark befestigt war und mit ihren Geschützen die ganze Gegend bestreichen konnte, wurde von General Orlow mit zwei Regimentern verteidigt. Man sagt, es seien Truppen gewesen, die heute zum ersten Male im Feuer

12*

standen. Beim gewaltigen Anprall des Feindes gaben diese Regimenter nach und wichen zurück, wodurch Kuroki sich des Schlüssels unserer Positionen bemächtigte. Das zweite Regiment des ersten Armeekorps gab irrtümlich Feuer auf die Fliehenden. Wenig ist von diesen beiden Regimentern, durch deren Flucht die furchtbare, fast siebentägige Schlacht verloren ging, nachgeblieben. Im Rücken das verheerende Feuer der Japaner, von vorn die wohlgezielten Salven unseres in allen Schlachten



bewährten zweiten Regiments — nimmt es da wunder, dass die beiden Regimenter fast vollkommen aufgerieben wurden?! Als der Irrtum sich aufklärte, war das Unglück bereits geschehen.

Erschreckend gross war die Anzahl der unsern Verbandplatz aufsuchenden Opfer dieses Unglückstages. Wie oft habe ich diesen Anblick gehabt, und doch erschütterte er mich immer wieder aufs Neue. Dieses Klagen und Stöhnen, dieses durchs Dunkel der Nacht dringende leise Wimmern — wer könnte es jemals vergessen. Die düsteren Züge der gestützten oder getragenen Verwundeten, der die Luft schwängernde fade Blut-

geruch, das unheimliche Surren der arbeitenden Maschinengewehre, das Aechzen des in der Ferne tobenden Nahkampfes — das lässt sich nicht beschreiben, das muss man sehen, hören, fühlen, um es zu verstehen.

Müde und zerschlagen fanden wir in später Nacht in einem Dorf eine leerstehende Fansa, wo wir uns ausstreckten. Zum ersten Male nach sieben Tagen erlaubten wir uns den Luxus, uns für die Nacht der schweren Wasserstiefel zu entledigen.



Schützengräben werden vor dem Feinde aufgeworfen.
Die Gruben vorne sind verlassene japanische Schanzen.

Wir waren noch nicht orientiert über die schweren Folgen des heutigen unglücklichen Kampfes. Während der Nacht war es bei uns ruhig, nur von Liaojang her rollte der Kanonendonner herüber; er sagte uns, dass der Feind noch immer nicht schlafbedürftig sei.

Am andern Morgen hiess es: zurück! Liaojang sei geräumt worden und die ganze grosse Armee habe ihren Rückzug angetreten. Nachdem der Feind gestern unsere, die Eisenbahnlinie schützende

und beherrschende Position genommen, konnte Kuropatkin die Gegend nicht länger halten. Unser Herz blutete.

Wieder war es das erste Armeekorps und speziell das erste und zweite Regiment, das den Rückzug decken musste. Wir überschritten die Zweiglinie, welche von Jantai in die Berge gezogen ist, und postierten uns im Dorf X. Hier wurden schnell Schanzen aufgeworfen und Maschinengewehre aufgefahren. Links von der Bahnlinie hatte sich das erste Regiment und rechts auf der andern Seite des Bahndammes das zweite verschanzt. Vor uns lag eine weite, mit Gaoljanfeldern dicht bestandene Fläche, die durch einen langen Höhenzug abgeschlossen wurde. Bald erschienen dort die Japaner, und wir konnten mit unbewaffnetem Auge sehen, wie sie Befestigungen anlegten und Batterien aufführten. Auch bei uns wurde eifrig gearbeitet. Laufgräben wurden gezogen, Wälle aufgeworfen und die vor uns liegenden Gaoljanfelder in einer Entfernung von einigen hundert Schritten geknickt. Letzteres ist ein ganz eigentümliches Verfahren und für die Kriegführung in der Mandschurei charakteristisch. Der Gaoljan erreicht eine Höhe von 10—13 Fuss und ermöglicht ganzen Regimentern, unbemerkt heranzukommen. Nur das Wippen der einzelnen Pflanzenspitzen deutet die nahende Gefahr an. Nun werden vor den Befestigungen die einzelnen bambusartigen Stengel etwa in Kniehöhe geknickt und zur Erde gebogen. So erhält man ein freies Schussfeld und erschwert zu gleicher Zeit dem Feinde das schnelle Vorgehen, indem er nur mit Mühe vorwärts kann und bei jedem Schritt über die netzartig durcheinander geknickten festen Pflanzenstengel strauchelt. Sobald sich nun der Feind nähert, werden dorthin, wo er sich durch die Bewegung des Rohres verrät, ununterbrochen volle Salven abgegeben. Ein eigenartiges Sausen, Rascheln und Pfeifen geht durchs Feld, wenn die vielen Tausend Kugeln durchschlagen. Ist es dem Feind trotz des Kugelregens gelungen, bis an den Rand vorzudringen, dann gibt es einen Bajonettangriff.

Der 21. und 22. August verliefen für uns ruhig, nur nach Nord-Ost, wo General Gurko mit Kavallerie und einigen Batterien postiert war, wurde gekämpft. Da unser Dorf an einem ansteigenden Hügel gelegen war und uns nur geringen Schutz bei beginnendem Gefecht bieten konnte, waren wir auf der Hut. Um Mitternacht begann der Kampf auf unserer Position, und



Gaoljanfeld.

wir liessen schnell satteln. Der Tag graute, als wir an der Eisenbahnlinie ankamen, auf der sich der Rückzug der Arrieregarde nach getaner Arbeit vollziehen musste. Hier gab es für uns viel zu tun. Das zweite Regiment war vom Feinde überrumpelt worden und hatte schwer gelitten. Wir versorgten nach Kräften und Möglichkeit, trotz des strömenden Regens, unsere Verwundeten. Doch auch für uns wurde es Zeit, abzurücken, da sich die japanische Kavallerie zu zeigen begann. Schnell hoben wir die letzten Verwundeten auf unsere Pferde, und fort ging es, der etwa sechs Werst weiter gelegenen Station Jantai zu.

Wohlbehalten kamen wir hier an, eroberten uns aus dem dort haltenden letzten Sanitätszug ein Stückchen Weissbrot und einen Schluck Rotwein, und traten nach zwei Stunden, nachdem der heranrückende Feind ein starkes Feuer auf die Station eröffnet hatte, unsern Rückzug nach Mukden an. So wurde Liaojang verloren.

Es drängt mich, zum Schluss noch einige Worte uber die ostsibirischen Schützenregimenter zu schreiben. Der Zufall wollte es, dass ich schon in Wafangou, noch als Arzt der Rodsjankoschen Kolonne, mit diesen Regimentern in Fühlung kam. Seit Daschitsjao dem ersten sibirischen Armeekorps unter General Stackelberg zukommandiert, habe ich mit diesen Regimentern Freud und Leid geteilt. Es ist eine Schar von Helden, die ihre schwere Aufgabe — den Rücken der Armee zu decken — voll erfüllt und dem Feinde schwere Verluste beigebracht hat.

Auch in dieser mörderischen Schlacht haben sie den Löwenanteil davongetragen, und an ihren Namen knüpft sich der Ruhm, unserer Armee den Rückzug nach Mukden ermöglicht zu haben.

Die ganze Welt mag sich jetzt wohl über die Schlacht bei Liaojang aufregen und scharfe und ungerechte Kritik üben. Meine feste Ueberzeugung geht dahin, die Geschichte wird einstmals diesen gewaltigen Rückzug, bei dem kein Geschütz, keine Fahne, kein Gefangener in die Hände des Verfolgers geraten ist, gebührend würdigen und seinem Leiter — Kuropatkin — den ihm gebührenden Ehrenplatz einräumen.

Zum Schluss möchte ich noch eines kleinen Intermezzos aus der Schlacht gedenken. Als wir am ersten Schlachttage beim

Dorfe Majatun arg von Schrapnells überschüttet wurden, sah ich unter einer aufschlagenden Kugel sich etwas bewegen. Ich trat hinzu und sah am Boden eine Bekassine liegen, die durch einen Streifschuss am Halse getötet worden war. Die Schrapnellkugel lag daneben. Ich hob die kleine Vogelleiche auf und habe den Balg nach Riga an das dermatoplastische Institut des Herrn Stoll geschickt. Ein Stück Kriegserinnerung.

Mukden.

13. September 1904.

Verrauscht sind die Schreckenstage der Schlacht, verhallt ist der Kanonendonner von Liaojang. Die alte Kaiserstadt Mukden hat unsern ermatteten Heeren ihre Tore geöffnet. Leib und Seele ruhen. Wird das lange währen? Im Schosse der Götter liegt es!

Für uns Aerzte gibt es momentan wenig zu tun. Die Verwundeten der Schlacht sind bereits zum grössten Teil evakuiert, der Zugang an inneren Erkrankungen, speziell Infektionskrankheiten, ist äusserst gering. Auch darin sind wir nicht richtig unterrichtet gewesen. In unserer Vorstellung lebte die Mandschurei als verrufenstes Pest- und Choleraland. Mit wie viel gutgemeinten Ratschlägen ausgerüstet ist ein jeder von uns hierher gekommen. Wie viele warme Bauchbinden sind unnütz gekauft und getragen worden. Wie viele Entbehrungen haben einzelne besonders charakterfeste und prinzipientreue Leute dadurch erlitten, dass sie einem sich selbst oder andern gegebenen Versprechen zufolge kein ungekochtes Wasser, kein rohes Obst oder Gemüse genossen haben. Der Hunger hat uns gelehrt, alles zu essen, der rasende Durst geboten, aus jeder Pfütze zu trinken. Trotzdem ist der Gesundheitszustand unserer Truppen ein tadelloser. Zuerst sah es freilich etwas bedenklich aus, als ein grosser Teil unserer Armee an der Ruhr erkrankte, doch erwies es sich bald, dass sie durchaus harmloser Natur war. In kürzester Zeit kehrten die Erkrankten zur Front zurück, die Sterblichkeitsziffer war klein. Die Cholera, die hier stets herrschen soll, ist uns fern geblieben, die Pest, welche in Inkou und in einzelnen Flussebenen endemisch ist, hat unsere Heere vollständig verschont. Typhuserkrankungen habe ich beobachtet, aber im allgemeinen selten, jedenfalls nicht häufiger, als bei uns in

schlugen einen andern Weg ein und fuhren dabei nicht schlecht. Im Hotel Mandschuria, einem von einem unternehmenden Chinesen schnell improvisierten Gasthause, lernten wir bei dem vergeblichen Bemühen, ein Mittagessen zu erobern, den Korrespondenten des »Berliner Lokal-Anzeigers«, Herrn Schwarz, kennen. Durch seine Protektion erhielten wir schliesslich etwas für den knurrenden Magen, und er erbot sich zugleich, uns in den Kaiserpalast zu führen. Seit dem Boxeraufstande, den er als Leutnant mitmachte, hier ansässig, hat er die chinesische Sprache



Mukden. Vor dem grossen Westtor.

recht gut gelernt und gilt für einen guten Kenner des Landes und seiner Bewohner. Trotzdem gab es ein langes Parlamentieren, ein ewiges Zerstreuen und Niederkämpfen von neuen Zweifeln und Bedenken, bis wir, Schritt für Schritt vorwärts dringend, schliesslich auf die Person des obersten Schlosshüters stiessen. Dieser erteilte uns, nachdem er uns gegenüber das Gefühl unwandelbarer Freundschaft und Hochachtung ausgesprochen, liebenswürdigst die Erlaubnis zur Besichtigung des Palastes.

Wer das Schloss eines europäischen Herrschers zu besuchen Gelegenheit hatte, wird geneigt sein, anzunehmen, dass wir auch



Unsere Behausung an der Station Mukden nach der Schlacht
bei Liaojang.

hier im Palast der chinesischen Kaiser eine Fülle von Reichtümern und Kunstschätzen vorfanden. Von all dem nichts! Man stelle sich einen grossen, von hohen und dicken Mauern eingeschlossenen Raum vor, der angefüllt ist mit einer Menge von kleineren und grösseren Gebäuden, die, alle im gleichen Stil erbaut, zum Zentrum hin allmählich ansteigen, und zwar so, dass das mehr zur Mitte hin gelegene Bauwerk das äussere um eine Etage überragt. Doch stehen sie nicht frei, sondern sind wiederum durch Ringmauern in einzelne Komplexe geteilt. Der ganze Hof-



Mukden. Kaufladen.

raum ist mit grossen, viereckigen, behauenen Fliesen gepflastert, aus deren Spalten bis zu den Hüften reichendes Unkraut üppig hervorwuchert. Letzteres ist nicht nur in Mukden der Fall, sondern in allen Palästen der chinesischen Würdenträger kann man dasselbe finden, ja selbst im zurzeit bewohnten Kaiserpalast in Peking. Der Chinese ist kein Meister im Erhalten. Einzelne Gebäude sind arg baufällig, die während der Wirren von uns zerschossenen noch nicht repariert.

Unter viel Geschrei und fortwährendem Gestikulieren wurden von den uns begleitenden Führern die mächtigen Querbalken von den einzelnen Toren entfernt, bis man schliesslich am Thron-

saal anlangte. Dieser ist ein einstöckiger hoher Bau, der nichts weiter als den aus prächtigem Schnitzwerk bestehenden Thron enthält. Wie alle Gebäude, ist auch dieses aus Holz aufgeführt. Das Dach ist mit schönen, stark gewölbten, gelb glasierten Dachpfannen gedeckt. Die dicken Balken, die das Dach tragen, und die Wände sind in rot, blau und grün gehalten. Der Anstrich, der an einzelnen Stellen in messerrückendicken Stücken abblättert, zeugt von dem ehrwürdigen Alter dieser Farben.

Zum Schluss naht man sich dem Allerheiligsten, dem Ort, wo die alte Kaiserkrone Chinas aufbewahrt wird. Wir stehen vor einem dreistöckigen, turmartigen Bau. Das Tor ist durch einen ganz besonders dicken Balken verschlossen, über den dicht beschriebene Papierstreifen geklebt sind — offenbar Strafandrohungen. Wieder hebt ein langes Parlamentieren an, dann fährt ein langer Finger unter den Streifen und löst mit einem Ruck den schlecht klebenden Leim von der Wand. Aus der Fingerfertigkeit, mit der diese Prozedur ausgeführt wurde, konnte man leicht schliessen, dass der Wächter dieselbe häufig geübt hatte. Man tritt in einen Raum, welcher Jagdtrophäen enthält. An der Wand stehen drei Armstühle, zum Teil aus stattlichen Geweihen angefertigt, vor ihnen liegen zwei ganz jämmerlich ausgestopfte, riesige Bären. Doch weiter, sonst verlieren die uns begleitenden Wächter die Geduld. Wir kraxeln eine enge Vogelstiege empor und befinden uns in einem Raum, der mit Waffensammlungen angefüllt ist. In der Mitte steht ein Tisch, auf dem ein sorgfältig zugedeckter Gegenstand ruht. Vorsichtig wird der äussere Holzkasten abgehoben, mit vor Ehrfurcht zitternden Händen die seidene Hülle gelüftet — und vor uns liegt die Krone Chinas. Mächtig gross und schwer ist diese aus schwarzem Stein geschnitzte, mit unzähligen, ungeschliffenen Edelsteinen und riesigen Perlen übersäte Krone. Die Spitze besteht aus einem Wedel aus Zobelfellen, dessen Abschluss eine Perle von der Grösse des Nagelgliedes eines Daumens bildet.

Wir treten den Rückmarsch an, hinter uns werden die Türen geschlossen, die Papierstreifen mit den Willensäusserungen eines machtlosen Despoten mit Speichel angefeuchtet und wieder an die Wand geklebt. Wir bestiegen unsere Pferde mit dem Gefühl, einen Ort betreten zu haben, den noch vor zehn Jahren keines Europäers Fuss entweiht, und Dinge geschaut zu haben, deren Anblick nur wenigen Sterblichen vergönnt gewesen.

Die zweite grosse Sehenswürdigkeit Mukdens sind die vielgenannten Kaisergräber. Etwa sechs Werst ausserhalb der Stadt erhebt sich aus der monotonen, baumlosen Ebene eine leichte Bodenanschwellung. Man sieht einen üppigen Tannenwald, der von glänzenden, gelben Dächern überragt wird. Zwei Obelisken weisen









Kaisergrab von Mukden.

1. Obelisk mit klagendem Löwen.
2. Hof mit Tiergestalten.
3. Aeusseres Tor.
4. Zweites Tor.

den Weg, der zum heiligen Hain führt. Anfangs geht's durch niedriges Gebüsch, zu beiden Seiten erstreckt sich ein Sumpf mit schönen Schilfpartien, aus denen der für China so charakteristische Silberreiher seinen Kopf hervorstreckt. Es folgen höhere Ziersträucher, die ohne alle Pflege und Ordnung wild wachsen, endlich die hohen Bäume des Haines. Herrlich

13*

ruhig ist es hier, man hört und sieht nichts vom Kriegsgetümmel, alles atmet ewigen Frieden. Auf geradem Wege geht es weiter, hier und dort lugen aus dem dichten Gebüsch unheimliche, plump aus Stein gehauene Phantasieungeheuer, dazwischen stehen schlanke, mit Schriftzeichen bedeckte Säulen, auf deren Kopf Drachen oder klagende Löwen sitzen. Plötzlich teilen sich die Büsche, und es eröffnet sich ein in der Tat überraschend schöner Blick. Vor uns das äussere Tor, durch dessen weit geöffnete Türen man das wunderbare innere Tor mit dem es weit überragenden Dach des inneren Tempels erblickt. Die innere Pforte ist verschlossen und man gelangt in den heiligen Hain im engeren Sinne durch eines der Seitentore. Für den kleinen Umweg, den man zu machen hat, wird man reichlich entschädigt. Man betritt eine herrliche Allee, die schnurgerade den Hain durchzieht und am gegenüberliegenden Tor endet. Tiefer Schatten umfängt einen, die uralten, verkrüppelten Tannen mit ihrem dichten Astwerk lassen nur wenig Licht durch. Dieser Weg wird rechtwinklig durch den Hauptweg geschnitten, der die ganze Anlage von Ost nach West durchquert. Verfolgen wir diesen, vom inneren (östlichen) Tor beginnend, so haben wir zu beiden Seiten plumpe Tierkolosse, zu sechs auf jeder Seite, und zwar zwei Löwen, ein Rhinozeros, ein Pferd, ein Kamel und einen Elefanten. Dann folgt ein tempelartiges Gebäude, welches eine Riesenschildkröte nebst Obelisk trägt, und schliesslich das Westtor, das dreistöckig ist und alles andere überragt.

Obgleich die Kaisergräber nichts Neues bieten, hinterlassen sie doch einen tiefen Eindruck. Das ganze Arrangement ist so harmonisch, wirkt so ernst-feierlich, dass man unwillkürlich eine tiefe Hochachtung vor dem künstlerischen Gefühl des Baumeisters empfindet. Auf mich hat ganz besonders die wunderbare Stille des herrlichen Tannenwaldes Eindruck gemacht.

Fulin.

21. September 1904.

Nach zwanzigtägigem Aufenthalt in Mukden erhielten wir den Befehl, uns auf die Position zu begeben. Obgleich uns diese Weisung nicht sehr angenehm war — bedeutete sie doch neue Unruhen und Strapazen — wurden wir dieses Mal vom



Aufbruch unserer Kolonne nach Fulin.

Glück sehr begünstigt. Das Schicksal hat uns ins Dörfchen Fulin verschlagen, an ein herrliches Fleckchen Erde. Zum ersten Male während unseres Aufenthaltes in der Mandschurei haben wir Wald vor uns, einen wirklichen, alten, schönen Wald. Wer die baumlosen Flächen dieses reizlosen Landes monatelang durchquert hat, wird verstehen, was das zu bedeuten hat.

Aus der weiten Mukdener Ebene, die vom Hun-hoë durchzogen wird, erhebt sich etwa 12 Werst östlich von der Kaiserstadt ein Höhenzug. Dicht an seinem Fusse liegt das Dorf Fulin. Bis jetzt nur von nationalchinesischem Interesse als Grabstätte eines Kaisers, dürfte dieses kleine Städtchen durch die Ereig-



Fuliner Höhe.

nisse der nächsten Zeit eine historische Bedeutung erlangen. Die starken Befestigungen, die Laufgräben und Schanzen, die Stacheldrahtzäune und Wolfsgruben und all die andern schrecklichen Vorkehrungen, die der in diesen Dingen ganz besonders findige Menschengeist erdacht und ausgeführt hat, lassen darauf schliessen, dass sich wichtige Dinge vorbereiten. Es ist ein eigentümlicher Krieg, den wir jetzt führen. Da wird Tag und Nacht ohne Pause bis zur absoluten Erschöpfung beider Parteien gekämpft, und dann folgt eine lange Zeit der Ruhe. Ohne jegliche Eile wird jetzt der nächste Kampfplatz ausgewählt, dieser wird möglichst stark befestigt, die ganze Gegend vermessen, einzelne Punkte, die ein besonders charakteristisches Ziel abgeben, noch genauer markiert — kurz, man richtet sich ein! Ist nun alles geschehen, so sitzt man und wartet ab. Seit dem letzten Kampf ist nunmehr ein Monat vergangen und die Frage noch

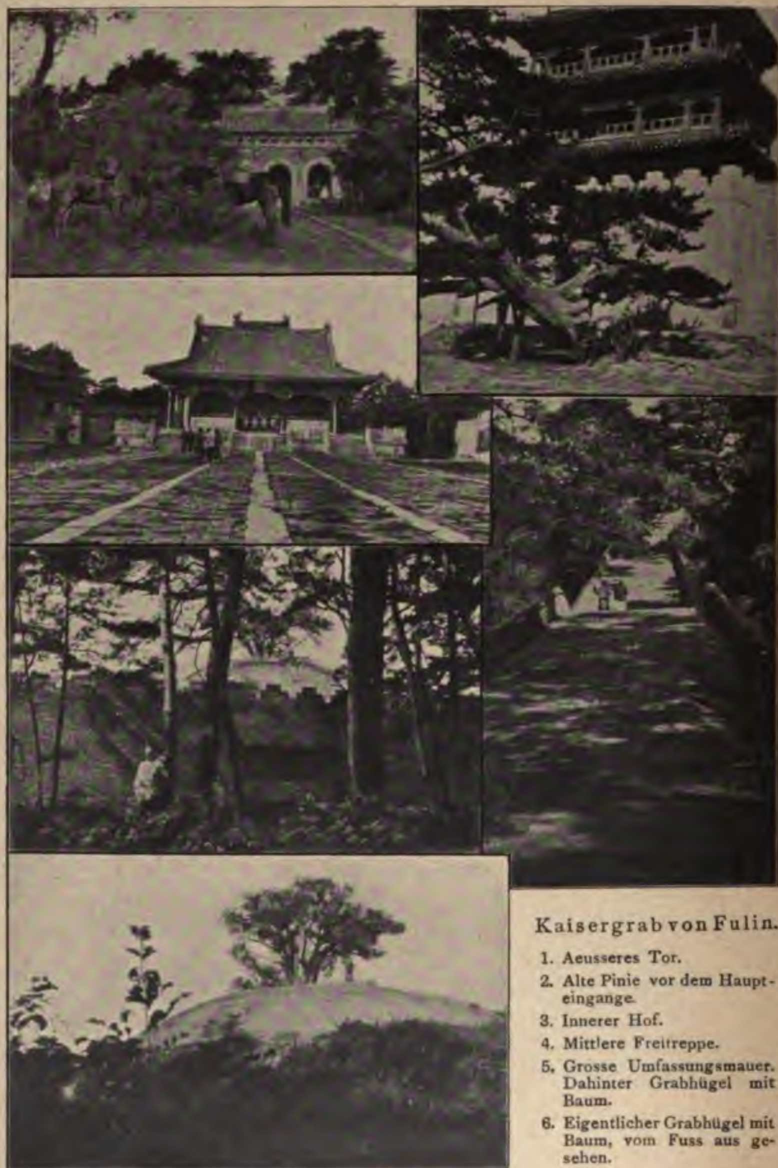
nicht entschieden, ob wir angreifen oder uns wieder aufs Parieren beschränken werden. Nach allem zu urteilen, scheint es mit dem Rückzuge zu Ende zu sein, entweder findet der Kampf hier statt oder wir suchen den Feind in seinen Positionen auf. Ein »Zurück« soll es nicht mehr geben — so lautet die Parole.

Doch wozu Vermutungen aussprechen, halten wir uns lieber an Tatsachen. Darin sind alle einig, dass Fulin der anmutigste Ort ist, den wir bisher gesehen. Die ziemlich steilen Felsabhänge des Höhenzuges sind mit Laubholz, die Höhen mit uralten Fichten bestanden. Ueber den Wipfeln der dunkelgrünen Bäume erheben sich die grellgelben Dächer des Kaisergrabes. Es ist dieses die zweite Ruhestätte chinesischer Kaiser, die ich besuche. Sie ist in Bau und Anordnung ziemlich ähnlich der ersten von mir geschilderten, nur bedeutend eindrucksvoller und gross-



Kaisergrab von Fulin. Umfassungsmauer mit Türmen.

artiger durch die herrliche Umgebung und den schönen Fernblick auf die weite Ebene mit dem Silberbande des sich dahinschlängelnden Flusses (Hun-hoë). In der Mandschurei befinden sich drei Kaisergräber, das älteste, etwa 350 Jahre alte, liegt gegen dreihundert Werst von Mukden bei Tunglin, dann folgt das Fuliner



Kaisergrab von Fulin.

1. Aeusseres Tor.
2. Alte Pinie vor dem Haupteingange.
3. Innerer Hof.
4. Mittlere Freitreppe.
5. Grosse Umfassungsmauer. Dahinter Grabhügel mit Baum.
6. Eigentlicher Grabhügel mit Baum, vom Fuss aus gesehen.

mit einem Alter von etwa 300 und schliesslich das in nächster Nähe Mukdens bei Zaulin belegene, mit rund 250 Jahren.

Durch eine Pforte gelangt man in den grossartigen Park, der durch einen schnurgeraden, breiten Weg von Süden nach Norden durchschnitten wird. Der Weg führt zur pompösen

Freitreppe, auf welcher man zu den hoch oben auf dem Plateau belegenen Baulichkeiten gelangt. Diese zeigen denselben Typus, wie die übrigen Tempel Chinas. Es herrscht hier grössere Sauberkeit und alles ist wohlerhalten. Die Gesimse, Arabesken und Schnörkel, die für den chinesischen Stil so charakteristisch sind, erglänzen in den grellsten und prächtigsten Farben. Der Chi-



Kaisergrab von Fulin:
Gang zur grossen Freitreppe.

nese scheint Meister in der Farbenbereitung zu sein. Trotz der starken Witterungsschwankungen, des glühenden Sonnenscheins, der anhaltenden Feuchtigkeit, büssen die Farben nichts an ihrer Pracht ein. Der ganze, grosse Platz ist mit breiten Fliesen gepflastert. Gewaltige dunkle Fichten passen vortrefflich zum Ernst des Ortes und bereiten eine gewisse weihevolle Stimmung vor. Es verursachte nicht geringe Schwierigkeiten, sich den Zutritt

zum Grabe selbst zu erkämpfen. Zweimal gelang es uns nicht; nicht einmal das allgewaltige russische Goldstück, für das der Chinese Leib und Seele lässt, ebnete uns den Weg. Endlich, zum dritten Male, war ich glücklicher. Ich stand vor der Pforte, die ins Innere des Grabes führt, die schweren Schlösser wurden geöffnet, der leuchtend rot gestrichene Balken zur Seite geschoben. Wir traten in einen geräumigen, gepflasterten Hofraum, der von einer hohen Galerie umgeben ist. Wir glaubten



Schützengraben bei Fulin.

am Ziel zu sein. Wieder neue Hindernisse! Die Pforte, die zum Grabe selbst führt, ist verschlossen, und wieder müssen alle Schleusen der Ueberredungs- und Bestechungskunst aufgezogen werden, um diese Pforte zu sprengen.

Endlich ächzen die Türangeln und vor uns erhebt sich der Grabhügel, der die Gebeine eines der grössten Kaiser des »Landes der Mitte« deckt — ein mächtiger, haushoher Kegel mit weissem Kalküberguss, auf dessen Spitze ein alter Baum steht, dessen weites Astwerk sich schirmend über den Hügel ausbreitet.

Den 24. September 1904.

Eben bin ich zu unserm Heldenregiment, dem ersten sibirischen Schützenregiment gestossen. Wie es seit Wafangou die Arrieregarde bildete, gehört es jetzt zur Avantgarde. Der Angriff hat begonnen, man hört schon das dumpfe Rollen der Kanonen herüberschallen. Wir sind noch nicht im Feuer; vor uns spielt eben unsere Kapelle einen munteren Walzer; morgen gehen wir vor, dann gibts Arbeit, wohl mehr Arbeit, als zuvor.



Blindage des Korpskommandanten.

Vom alten Bestande des Offizierkorps ist nur wenig nachgeblieben. Immer neue Lücken werden in die Reihen der Bekannten gerissen. Ja, der Krieg ist grausam, unbarmherzig sind die Kugeln. Sie fragen nicht nach den vielen Tränen, die in der Heimat vergossen werden.

Es war ein grosser Moment, als am Abend des 22. der Befehl zum allgemeinen Vormarsch verlesen wurde. Bei uns verlas ihn vor aufgestelltem dritten und vierten Regiment unser gewesener Divisionsgeneral Gerngross. Erst wurde ein Gottesdienst abgehalten, dann der Befehl verlesen. Darauf hielt Gerngross in seiner kernigen Art eine kurze Ansprache an die Truppen. Sodann folgte die Einsegnung und zum Schluss die Verteilung

der Georgskreuze für Liaojang. Acht kamen auf die Rotte, fünf auf die Batterie. Uebrigens sind die beiden einzigen Offizerskreuze, die bis jetzt verteilt worden sind, auf unser Regiment gefallen. Oberst Lösch hat das eine erhalten, für seinen heldenmütigen Kampf im Dorfe Majatun, und der Führer der Schnellfeuergeschütze das zweite. Seinem energischen Schiessen ver-



Ufer des Hun-hoë bei Fulin.

dankten wir in der Nacht vom 17. auf den 18. August die Abwehr eines furchtbaren Sturmes auf unsere Position bei Majatun.

Mit Besorgnis schaue ich dem Kampfe entgegen, da ich seit einigen Tagen der einzige Arzt in unserer Kolonne bin. Krüger war stark geschwächt, furchtbar abgemagert und fieberte. Er hat sich zu Rennenkampff ins holländische Lazarett begeben. Vielleicht folge ich meinem getreuen Kriegskameraden bald dorthin — die Schlacht hat begonnen!

Episoden aus der Schlacht am Schahoë.

Udjantun, 9. Oktober.

Nach langem Hasten ein Ruhetag, nach schwerer Arbeit endlich Erholung! An die Wand einer halb zerstörten Fansa gelehnt, von der herbstlich-kalten mandschurischen Sonne notdürftig erwärmt, durchlebe ich die Ereignisse der letzten Zeit nochmals, lasse die Episoden aus dem übermenschlichen Ringen zweier erbitterter Gegner Revue passieren, schaue im Geist wiederum jene gewaltige Schlacht, in die wir mit siegesfroher Zuversicht stürmten, um jetzt gebrochen und blutenden Herzens zu rasten, jener Schlacht, die durch Tage, ja Wochen tobte, der grössten Schlacht, die die Geschichte kennt. Dieses Kämpfen und Ringen, dieses Vordringen und Zurückweichen, dieses Vernichten und Zerstören durch Wochen — kann man es eine Schlacht nennen? Nein, eine Menge von Schlachten war es, die in einem gewissen Zeitabschnitt auf verschiedenen Punkten einer weiten Linie von etwa 50 Werst geschlagen wurden, dabei aber doch so eng miteinander verknüpft waren, dass sie als ein festgefügtes, organisches Gebilde erscheinen. Der Kritiker, der sich seinen Standpunkt ausserhalb des grossen Kriegstheaters wählen kann, macht sich sofort ein klares Bild über den Aufbau des Schauspieles, uns handelnden Personen fehlt der Zusammenhang so sehr, dass wir nur das eine instinktiv fühlen: — es war ein Trauerspiel!

Nachdem am 21. September allen Regimentern der Befehl zum allgemeinen Angriff verlesen worden war, verliess unsere Kolonne am 23. Fulin, um sich den vorausmarschierenden Truppenteilen anzuschliessen. Nur langsam ging es vorwärts, da mancherlei Hindernisse den Vormarsch verzögerten. Die Gegend, durch die wir nun zogen, trägt einen andern Charakter, als die

an der Eisenbahnlinie gelegene. Erst passierten wir eine weite, gut bebaute Ebene und traten darauf ins Gebirge. Hatten mir die Gebirgsgegenden der südlichen Mandschurei durch ihren vollkommenen Mangel an Vegetation imponiert, so überraschte es mich, hier mit Gebüsch und Wäldern bestandene Höhenzüge zu finden. Das ganze landschaftliche Bild wird durch Bergflüsse belebt, die sich ein tiefes Bett in den Fels geschnitten haben und kristallklares Wasser führen. Die Wälder und Wäldchen be-



Lager des I. Ost-Sibirischen Schützenkorps während des Vormarsches.

stehen zum grössten Teil aus Fichten, doch sieht man auch vereinzelte Zedern und Lärchen und vielfach mir fremde Baumarten. Die Gebüsche zeichnen sich durch spitze und lange Stacheln aus, die von den Chinesen in die die Höfe umgebenden Lehmwälle gesteckt werden, zum Schutz gegen ungebetene Gäste.

Erst führte unser Weg nach Osten, dann nach Südost, dem Taitseho zu. Den Uebergang über diesen Fluss erzwingen und dem Feinde in die Flanke fallen — so etwa lautete das Programm. Unser Vormarsch gestaltete sich für uns insofern interessant, als wir uns jetzt auf einem Boden bewegten, der eben vom Feinde



Eine Proviantkolonne überschreitet den Hun-hoë beim Dorfe Fulin.

geräumt worden war. Mit einer gewissen Neugier betrachteten wir seine verlassenen Schanzen, seine leeren Lagerstätten und die von ihm zurückgelassenen Gegenstände. Mir fiel der Unterschied zwischen den japanischen und unsern Verschanzungen auf. Während unsere Schützenketten in einem langen, mit Wall versehenen Graben sich zu schützen suchen, legen die Japaner eine ausgedehnte Reihe von kleinen Gruben an, die zur Seite des zu erwartenden Angriffes einen Erdhügel haben. Eine derartige Grube fasst etwa drei Mann.



Gaoljanernte.

Den 25. übernachteten wir in einer Fansa, welche in der Nacht vorher den Feind beherbergt hatte. Er hatte einen Stoss illustrierter Zeitschriften hinterlassen, deren sehr mangelhafte Abbildungen meist den Krieg behandelten. In den Karikaturen waren wir recht schlecht weggekommen. Ich erkannte alte Bekannte, die ich schon früher einmal in deutschen Witzblättern gesehen hatte. Hier überraschte mich ein chinesisches Oellämpchen, dessen Reservoir ein Hundertgrammfläschchen bildete, welches eine Etikette trug, auf der zwei schnäbelnde Schwäne mit der Aufschrift Leopold Cassella & Co., Frankfurt a. M., abgebildet

waren. Wie mag dieses Erzeugnis europäischer Kultur in jenes chinesische Dorf gelangt sein!

Am 27. September spät abends — wir sassen zusammen und spielten Karten — wurde uns der Befehl überbracht, am andern Morgen 4 Uhr 45 Minuten mit unsern Regimentern aufzubrechen. Um 3 Uhr standen wir auf und waren zur festgesetzten Stunde marschbereit. Hinaus ging es in die stockfinstere, bitterkalte Nacht. Auf der zehnten Werst blieben unsere Regi-



Munitionswagen während der Schlacht.

menter in der Reserve, wir zogen weiter, dem seit dem Morgengrauen tobenden Kampf entgegen.

Die Situation war etwa folgende: Die Japaner hatten sich bis hierher zurückgezogen und auf den hohen, steilen Felsen starke Positionen besetzt. Es galt, sie von hier zu vertreiben. Es war heute bereits der dritte Tag, dass sie von unserer Artillerie beschossen wurden, mehrere Attacken waren gemacht worden, doch ohne merklichen Erfolg. Unsere Verluste waren, wie gewöhnlich bei Attacken, schwere, doch stand im allgemeinen unsere Sache gut. In der Nacht vom 28. zum 29. September

wurde der Feind endlich nach schwerem Sturm von vier Hügeln verdrängt, wobei er zwei Geschütze verlor und sich auf die äusserste Bergspitze, die die ganze Gegend beherrscht, zurückzog. Schwer litt ein Bataillon vom 35. Regiment. Ich war gerade zugegen, als es den Befehl zur Attacke erhielt. Mit ruhiger, fester Stimme kommandierte der Oberst: Bekreuzigt Euch! Gedeckt von einer steilen Feldwand, marschierte das Kommando dem Feinde entgegen. Nach einer halben Stunde galt es, eine zirka



Der Tumulinpass.

100 Schritt breite, ungeschützte Fläche zu überschreiten. Diesen Moment benutzte der Feind, um zwei Salven aus seiner auf hohem Bergrücken postierten Batterie abzugeben. 72 Mann blieben auf dem Platz. Uebrigens hatten wir in derselben Nacht einen kleinen Erfolg zu verzeichnen, indem unsere Jäger dem Feinde 90 Ochsen abjagten.

Nun galt es noch, die hohe Bergspitze am Tumulinpass zu nehmen. Am Morgen des 30. konnte ich deutlich beobachten, welche Fortschritte unsere braven Soldaten machten. Ihre Schützengräben schoben sich immer mehr der Spitze zu, so dass

14*

sie nur noch durch einen ganz schmalen Saum von den feindlichen Laufgräben getrennt waren. Unheimlich blitzten in den dunkeln Gräben die Bajonette. Unterdessen überschütteten unsere Batterien die Position des Feindes mit einem dichten Schrapnellhagel, so dass der Gipfel des Berges häufig zu brennen schien. Bei jedem heranbrausenden Geschoss schlüpften die Japaner wie die Kaninchen in ihre Blindagen, um nach dem Platzen desselben hervorzukommen und auf alles unten Sichtbare Salven abzugeben.



Unsere Batterie beschiesst den Tumulinpass.

Das Todesurteil des Feindes schien unterschrieben zu sein, eine Attacke, und wir waren Herren der Situation! Um mir das grandiose Schauspiel aus nächster Nähe ansehen zu können, kroch ich auf allen Vieren bis zu unsern am weitesten vorgeschobenen Schützenketten hinauf. Dort oben war die Hölle! Der Berg bebte und flammte unter den aufschlagenden Geschossen, das Heulen und Sausen der Granaten übertönte selbst den letzten gellenden Todesschrei des zu Tode getroffenen Kriegers. Dort habe ich verstehen gelernt, dass man in solchen Momenten wahnsinnig werden kann.

Bis zum Abend dauerte der Kampf. Allgemein war man der Ansicht, die nächste Nacht würde die Entscheidung bringen. Da trat das Unerwartete ein: der Befehl zum schleunigen Rückzuge. Unerklärlich, wo wir eben dicht vor unserm ersten Siege standen. Wenn auch widerwillig, gehorchten wir. Durch die dunkle Nacht, auf von den letzten Regengüssen fast unpassierbaren Wegen erreichten wir gegen Morgen das Dorf Impan, 20 Werst vom Tumulinpass entfernt. Ermattet, durchnässt, entmutigt bezogen wir eine leerstehende Fansa, um im Schlaf alles



Maschinengewehre, zum Ausrücken bereit.

zu vergessen. Nicht lange währte die Ruhe. Man weckte uns mit der Mitteilung, dass man in verschiedenen Fansen des Dorfes Verwundete gefunden hätte, die ärztlicher Hilfe durchaus bedürften. Hier tat schleunige Hilfe wirklich not. Eng zusammengedrängt in den kleinen Häusern, lagen die Unglücklichen im allergrössten Schmutz, zum Teil mit durchnässten und besudelten Verbänden, zum Teil ganz ohne solche. Bereits drei Tage war ihnen keine Nahrung, kein erfrischender Trank gereicht worden. Der Zustand vieler war desolat. Derartig schwere Verletzungen habe ich bisher noch nicht zu Gesicht bekommen. Wenn ich gelegentlich die durch das Kleinkalibergeschoss gesetzten Ver-

wundungen als humane und leichte bezeichnet habe — kleine Einschuss- und Ausschussöffnung, glatte Wundränder, selten Splitterung der langen Röhrenknochen —, so musste das, was ich hier zu Gesicht bekam, mein vorher gefasstes Urteil vollkommen umstossen. Der Einschuss nicht gar zu gross, der Ausschuss von der Grösse einer Kinderfaust, die Wundränder in Fetzen herabhängend, Vorfall der Eingeweide bei Bauchschüssen, schwerste Zersplitterung und Zermalmung der Knochen — dies



Maschinengewehre in Gefechtsstellung.

Bild bot sich uns. Alle Wunden jauchig und eiternd, zwei Verwundete hochfiebernd mit ausgebreiteter Wund-Erysipel (Rose). Wo anfangen, was beginnen? Die Hospitäler weit entfernt, kaum zu erreichen, die Transportmittel gleich Null. Ein Hohn auf die Prinzipien unserer modernen Chirurgie. Viele waren froh, dass man sie gar nicht berührte, nur essen wollten sie, essen und trinken. »Brüder, habt Geduld, Brot haben wir nicht, aber Tee könnt Ihr bekommen.« Wie leicht lässt sich der russische Soldat trösten. So versuchten wir, 168 Schwerverwundeten ihre



Einer unserer Verbandplätze während der Schlacht.

Qualen zu lindern. Mehrere überlebten die Nacht nicht und wurden von uns am Morgen begraben.

Doch es hiess eilen, der Feind drängte stetig nach. Immer deutlicher hörten wir den Kanonendonner und das Geknatter des Kleingewehrfeuers. Was nun tun? Selbst wenn wir Bahren in genügender Menge gehabt hätten, woher die Träger nehmen? Da fanden wir einen Menschenfreund — General Kondratowitsch. Er versprach uns zum andern Morgen 800 Soldaten, die den



Gedeckte Laufgräben am Hun-hoë.

Verwundetentransport leiten würden. Der kalte, regnerische Morgen des 2. Oktober sah einen düsteren Zug sich fortbewegen. Auf improvisierten, jammervollen Tragbahren wurden die stöhnenden und wimmernden Opfer des Krieges getragen. Nur langsam ging es vorwärts, es brechen die Bahren, die Träger gleiten auf dem schlüpfrigen Boden aus und stürzen mit ihrer Last zur Erde. Im Dorfe Kandolisan, dem Hauptquartier General Stackelbergs, machten wir Halt. Sein Leibarzt, Dr. Klopfer, forderte mich zum Frühstück auf. Ein Kästchen Sardinen, ein Zwieback und ein Glas Tee erfrischten die durch langes Hungern erschlaff-

ten Nerven. Hier bekam ich die Erklärung für unsern schleunigen Rückzug. Das 4. Armeekorps, welches das Zentrum bildete, war unter schweren Verlusten aufs Haupt geschlagen worden, der Feind hatte das Zentrum mit allen Kräften berannt und durchbrochen. Der linke Flügel schwebte in Gefahr, abgeschnitten und umzingelt zu werden. Um uns zu retten, mussten wir kurz vor dem mit viel Blut erkauften Erfolg zurückweichen.

Wir kamen auf die Schussverletzungen der letzten Tage zu sprechen. Sie waren im Vergleich zu den früher von uns



Hindernisse zum Schutz gegen den Feind und Sanitätskolonne.

beobachteten so schwer, dass einzelne besonders hitzige und unüberlegte Beurteiler in allem Ernst an Explosivgeschosse gedacht haben und diese voreilig gefasste Meinung zu Protokoll gaben. Ihnen schien es entgangen zu sein, dass wir gegen die jüngst einberufenen Reserven kämpften, die mit dem alten Magazingewehr ausgerüstet sind, dessen Kaliber ein bedeutend grösseres ist. Das Vollmantelgeschoss aus Phosphorbronze mit abgestumpfter Spitze besitzt eine viel geringere Durchschlagskraft, zertrümmert und zerreist daher mehr das Gewebe, als das mit grösserer Energie begabte Kleinkalibergeschoss. Aus diesem Grunde dort

die Explosivwirkung, hier die, chirurgisch gedacht, schönen Wunden.

Nach mühsamem Marsch langten wir gegen Abend mit unsern Verwundeten im Dorfe Taipingtschan an und hatten das Glück, hier eine entgegenkommende Transportkolonne zu treffen, welche uns am nächsten Morgen unsere Last abnahm. Spät abends, nach getaner Arbeit, sassen wir in einer Fansa mit den drei, unsern Transport leitenden Offizieren zusammen und sprachen über die Gefühle, die wohl der Soldat vor einer Attacke oder während derselben haben mag. Wie verschieden empfinden

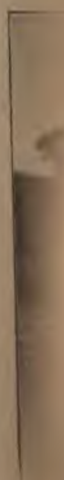


Unser Verwundeten-Transport am Morgen des 2. Oktober.

doch die Individuen. Der eine der Offiziere meinte, er würde das nächste Mal vor einer Attacke bestimmt wahnsinnig werden; er setzte sich hin und schrieb einen langen, wie er meinte, letzten Brief den Seinigen. Der zweite sagte, heute gäbe es ja gottlob keine Attacke, sondern einen ruhigen, ungestörten Abend; also proponiere er ein Spielchen. Der dritte sagte, ihm sei alles einerlei, im Augenblick wolle er nur essen. Ging hinaus und schalt seinen Burschen, weil er das Abendessen noch nicht gebracht hatte.

Durch das Führen des Krankentransportes waren wir von unsern Truppen abgekommen und daher über den weiteren

Verla
sagte
irrten
rasch
ein N
früh
— A
unser
aber
hatt



z
B
i
di
d

Als wir eintrafen, tobte der Kampf noch mit grosser Heftigkeit, wir stiegen von den Pferden, suchten uns eine einigermassen geräumige Fansa als Verbandplatz auf und begannen unsere Arbeit. Leicht war sie nicht, aber dieses Mal interessanter und abwechslungsreicher als sonst. Nie in meinem Leben habe ich so schwere Verwundungen gesehen, wie an diesem Tage. Wir arbeiteten bis in die tiefe Nacht hinein und haben doch unter dem grossen Material kaum einen einzigen Verwundeten gefunden, der nur eine Wunde aufwies. Einzelne Leute waren tatsächlich



Verbandplatz während der Schlacht.

vollkommen durchlöchert, sie hatten an ihrem Leibe alle Mordinstrumente kennen gelernt — Granatsplitter, Schrapnell- und Büchsenkugeln, Bajonettstiche. Es war eine Riesenarbeit zu leisten und wir waren am Abend erschöpft zum Umsinken. Abwechslung brachten uns die verwundeten Japaner. Der erste, den ich verband, war ein blutjunges Bürschlein, das einen Schuss durch beide Oberschenkel bekommen hatte, mit Knochenzertrümmerung rechts. Sein Bruder, welcher neben ihm gekämpft hatte, blieb an seiner Seite und verband ihn, ungeachtet des furchtbaren Kugelregens und des Zurückweichens der Seinigen. So fiel er

in unsere Hände und begleitete seinen Bruder auf unsern Verbandplatz. Er bat mich, ihn bei dem Verwundeten zu lassen, worin ich gern einwilligte. Eng an seine Seite geschmiegt, in eine Decke mit ihm gehüllt, schlief er bald den Schlaf des Gerechten. Leider musste ich ihn wecken, da er zu General Gerngross abgeholt wurde, der sich diesen jungen Helden ansehen wollte.

Am nächsten Tage wurde uns ein ganzer Transport verwundeter Japaner gebracht, darunter auch ein Offizier. Schliesslich zählte unser improvisiertes Lazarett sechzehn Japaner. Leider waren fast alle hoffnungslos verwundet. Uns allen hat die stoische Ruhe und der Heroismus, mit dem sie die schrecklichsten Schmerzen ertrugen, aufrichtigste Bewunderung abgenötigt. Ehrlich gestanden, habe ich mit Freuden die Japaner verbunden, hatte ich doch das Gefühl, einen absolut sauberen Menschen unter den Händen zu haben, die Ueberzeugung, mit Leuten zu tun zu haben, die auf einer hohen Kulturstufe stehen. Ein leises Gefühl des Neides beschlich mich, als ich ihre Kleidung und vor allem ihre Wäsche betrachtete. Ueber die Sauberkeit will ich gar nicht reden, ein jedes Stück ist wie aus dem Magazin ge-



Ueberdachter Schützengraben mit Beobachtungsposten während der Schlacht.

nommen, über die Qualität lohnt es sich, einige Worte zu sagen. Die Beschaffenheit sämtlicher Stoffe ist vorzüglich, die Arbeit pedantisch genau. Jedes Stück ist äusserst zweckentsprechend und doch kleidsam. Die Leibwäsche besteht aus dicker Wolle. Das Hemd ist weiss mit feinen, blauen Streifen, darüber kommt eine breite Bauchbinde, die Bauch und Brust vollständig schützt, dann eine dicke, bis oben geknöpfte Weste, darüber der dunkelblaue



Nachtposten am Ufer des Scha-hoë.

Uniformrock und schliesslich der ebenso gefärbte, aus dickem Tuch bestehende Mantel mit Kapuze.

Das Unterbeinkleid besteht gleichfalls aus dicker Wolle, die Hosen aus Tuch. Die ganze Uniform trägt einen leichten Ueberzug aus khakifarbenem Stoff, teils zum Schutz der Uniform, teils um sich der Umgebung besser anzupassen. An den Füssen trägt der Japaner Schnürstiefel, die eine feste, stark vernagelte Sohle haben. — Die armen Teufel taten mir so recht leid, sie waren halb verhungert und erstarrt. Sie hatten bereits drei Tage auf dem Schlachtfelde gelegen, dabei hatten wir nachts 6 Grad Kälte.

ein Schwarm, den wir nicht bemerkt hatten, flog, Warnungsschreie ausstossend, auf und bald folgten von allen Seiten die übrigen, die Luft mit ihrem lauten Geschnatter erfüllend. Wir näherten uns dem Sumpf, sahen aber keine Wasserflächen, da sie von Pflanzen verdeckt schienen. Wie wir herantraten, hob sich unter donnerartigem Gepolter diese ganze Decke und ein enormer Schwarm von Wildenten strich ab. Da das flache Ufer uns keine Deckung bot, bauten wir uns aus Gaoljan eine Schutz-



Aufwerfen eines Schützengrabens während der Schlacht.

hütte. Trotzdem war das Glück uns nicht günstig, die Enten konnten sich an diesen Anblick nicht gewöhnen und liessen sich ausser Schussweite nieder, die später einfallenden Gänse gleichfalls dazu veranlassend. Nach etwa einer halben Stunde vergeblichen Wartens erschien der erste Schwarm und setzte sich zwischen die Enten. Bald folgte ein zweiter, ein dritter und schliesslich von allen Seiten Schwarm auf Schwarm.

Eine solche Menge Sumpfwild, auf einen verhältnismässig kleinen Raum zusammengedrängt, grenzt ans Fabelhafte; jetzt schenke ich den Worten jenes Offiziers Glauben, der mir neu-

am selben Tage die meisten unserer Verwundeten, darunter auch die 16 Japaner, fortgeschickt werden konnten. Nun ging es schnell ans Reinmachen, die Kleiderfetzen und beschmutzten Verbandstoffe wurden beiseite geschafft und die Toten des letzten Tages beerdigt.

Die ersten freien Augenblicke benutzte ich, um mir das eigentliche Schlachtfeld anzusehen. Die Nerven sind bereits soweit gestählt, dass man mehr mit dem Gefühl der Neugier, als mit dem



Ufer des Scha-hoë mit kleinem Tempel.

der Scheu, dieses grosse Leichenfeld betritt. Da liegen sie, die Hunderte und Tausende tapferer Soldaten, in den verschiedensten Stellungen, wie sie gerade die tödliche Kugel oder der kalte Stahl getroffen. Hier sieht man sie zerstreut liegen, dort in Haufen oder in langgestreckten Reihen, niedergemäht von den Salven oder den mörderischen Maschinengewehren mit ihren 470 Schuss in der Minute. Erst sind es Wälle von russischen Leichen, dann Berge, in denen Freund und Feind, im Tode geeint, neben- und übereinander liegen, schliesslich nur feindliche Leichname. Aus all diesen Haufen tönt ein leises Stöhnen: Es sind die armen





Schützengraben auf der Putilow-Höhe.

Verwundeten, die durch die über sie getürmten Körper festgehalten werden und allmählich ihren Qualen erliegen. Es geht langsam mit dem Fortschaffen der Verwundeten, der Feind hält das Feld noch immer unter Feuer und überschüttet alles sich dort Bewegende mit einem eisernen Hagel. Ein grosser Teil der ausgesandten Träger kehrt nicht wieder, er teilt das Schicksal der auf dem Blutacker liegenden Kameraden. In eigentümlichen Stellungen habe ich da manchen Toten gefunden. Ein



Unser Verbandplatz an der Putilow-Höhe.

Russe und ein Japaner stehen sich gegenüber, getrennt durch einen kleinen Erdwall, das Bajonett dem Gegner in die Brust getaucht. So waren sie erstarrt und glotzten sich mit den leblosen Leichenaugen an. An einem Graben sehe ich einen Japaner sitzen, der seinen durchschossenen Unterschenkel zu verbinden sucht. Ich trete hinzu. Totenfinger halten die Binde! Durch eine zweite tödliche Kugel getroffen, war er in dieser Stellung sitzen geblieben.

Wieviel Tote dieses Feld gedeckt haben, wird man vielleicht niemals erfahren. Schmerzhaft zuckt das Herz zusammen,

15*

versteht, dass ein Mensch Eile haben kann. Der Käufer würde sich sehr täuschen, wollte er nach den im Verkaufsraum ausliegenden Waren sich ein Urteil bilden. Unaufgefordert muss man in die inneren Gemächer eindringen, dort durch einige Papyros das Herz des Hausherrn gewinnen, und ungeahnte Schätze kommen aus allen verborgenen Winkeln zum Vorschein. Speziell der Pelz- und Seidenhandel ist enorm entwickelt, soll doch Mukden die Hauptlieferantin für die Leipziger Messe bilden. Besonders in diesem Jahr machen die Kaufleute fabelhafte Geschäfte, denn abgesehen von den grossen Summen, die hier von Offizieren und Privatleuten umgesetzt werden, kauft die Intendantur warme Decken und Winterkleider für unsere grosse Armee hier am Platz. Dabei versteht es der Chinese, die Geschäftslage schlau auszunutzen. Bei einem plötzlichen Witterungsumschlag, der eine stärkere Nachfrage nach warmen Sachen zur Folge hat, schnellen die Preise sofort in die Höhe.

Vom furchtbaren Gerüttel auf den gefrorenen Wegen hatte ich starke Kopfschmerzen bekommen. Ich beschloss, erst am nächsten Tage nach Hause zu reiten. Am frühen Morgen fuhren Gläser und ich zur Stadt. Nachdem ich meine letzten Einkäufe gemacht, gingen wir in ein chinesisches Restaurant, um Mittag zu speisen. Das erste, was mich hier überraschte, war die Sauberkeit. Hübsche, braun lackierte Tische und mit blauem Stoff bezogene Sesselchen bildeten das Ameublement. An den Wänden fehlten nicht die heizbaren Schlafstätten, die gleichfalls mit blauem Stoff bezogen waren. Auf den niedrigen, viereckigen Tischchen, die neben den Schlafstätten standen, lagen die unvermeidlichen Opiumpfeifen neben brennenden Opiumlampen, den gesättigten Gast zu diesem Dessert einladend. Was die Speisen betrifft, so muss ich erwähnen, dass ich seit Irkutsk nicht besser zu Mittag gespeist habe. Selbst das aus elf Gängen bestehende Diner im »Mandschuria House« in Inkou lässt sich nicht vergleichen mit diesem im chinesischen Gasthaus zu Mukden eingenommenen Mahl. Jeder Gast bekommt ein winzig kleines Tellerchen, einen Löffel, eine zweizinkige Gabel und zwei Stäbchen. Ein Messer wird nicht gereicht, da sämtliche Speisen bereits in der Küche fein geschnitten werden. Es werden stets vier Speisen zu gleicher Zeit aufgetragen, im ganzen waren es fünfzehn Gänge. Leider musste ich aus den vier ersten Gängen eine Schüssel entfernen lassen, da es

sich um chinesisch präparierte Eier handelte, welche, in Würfel geschnitten, mit einer Gallertmasse bezogen sind. Der Chinese findet das Ei erst dann schmackhaft, wenn es einen Fäulnisprozess durchgemacht hat. Das Weisse ist dann grün angelaufen, das Gelbe dunkelbraun bis schwarz. Mich erinnerte die Speise lebhaft an den Edelstein, der unter dem Namen »Katzenauge« bekannt ist. Da ich schon früher von dieser Liebhaberei der Chinesen gehört hatte, beroch ich vor dem Essen jede Schüssel. Entsetzt prallte ich zurück, als ich an diese kam. Durch mein Verachten dieser Lieblingsspeise kamen wir um einen grossen Teil des Menüs, denn während uns bloss Speisen, die dem Geschmack des Europäers entsprechen, vorgesetzt wurden, servierte man den im Nebenzimmer speisenden Chinesen eine ganze Serie rein chinesischer Gänge. Zum Schluss des Diners wird die Suppe gereicht, und dann folgt der Tee aus kleinen, flachen Tassen, welche durch ein Tellerchen zugedeckt werden, so dass die in jeder Tasse schwimmenden grünen Teeblätter nicht in den Mund gelangen. Zum Tee wurden getrocknete und auf zweierlei Art eingezuckerte Nüsse gereicht, ausserdem in Würfel geschnittene, eingemachte Früchte. Hätten wir Alkohol geniessen wollen, so hätten wir uns denselben mitbringen müssen, da die Chinesen zu den Mahlzeiten keinen trinken. Obgleich in China die herrlichsten Weintrauben gedeihen, versteht es der Chinese nicht, daraus Wein zu keltern, sondern geniesst sie ausschliesslich in rohem Zustande. Alle seine alkoholischen Getränke zeichnen sich durch ihre Stärke und den penetranten Geruch und Geschmack nach dem chinesischen Fuselbranntwein (Handschi) aus. Der Preis unseres Mittagessens betrug drei Rubel.

Nach dem Essen setzte ich mich sofort auf meinen Gaul, um noch am Abend unsere Position zu erreichen. Die Dunkelheit tritt hier sehr früh und plötzlich ein, ausserdem war der Himmel bewölkt, so dass ich einen schwierigen Ritt vor mir hatte. Sieben Werst vor meinem Bestimmungsort wurde ich von der Dunkelheit überrascht, und nun begannen meine Irrfahrten, bis ich nach fünf Stunden glücklich ankam. Es ist in der Mandschurei, wo ein Dorf dem andern vollkommen gleicht, schon am Tage nicht leicht, sich zu orientieren, fast unmöglich in dunkler Nacht. Eins wusste ich, dass ich geradeaus nach Süden zu reiten hatte, doch war kein Stern zu sehen und einen Kompass besass

ich nicht. Zudem wollte es mein Missgeschick, dass während meiner Abwesenheit die Regimenter ihren Standort gewechselt hatten. Statt des ersten Korps befand sich das sechste, eben aus Russland angekommene, auf unserer Position, und da man mich nicht kannte, hielt man mich für einen Spion. Um 11 Uhr war ich schliesslich zu Hause, froh, nicht unter freiem Himmel die kalte Nacht zubringen zu müssen.

Ein Besuch bei General Putilow.

Gestern, am 20. Oktober — es war mein Geburtstag — ritt ich auf unsere Position und war überrascht, wie sie sich seit meinem letzten Besuch verändert hat. Aus dem am 3. Oktober nach schwerer Attacke den Japanern abgerungenen, fast unbefestigten Hügelchen ist jetzt eine starke Festung geworden.

Ich machte General Putilow, dem Helden des Tages, meine Aufwartung. Ein stämmig gebauter, jovialer Herr, Mitte der Fünfzig, mit schneidigem grauen Schnurrbart, empfing mich in der liebenswürdigsten Weise. Auf meine Bitte, ihn photographieren zu dürfen, trommelte er sofort seinen ganzen Stab zusammen, stellte sich in Position und kommandierte: »Los!« Darauf führte er mich in seine Blindage, eine in der dem Feinde abgewandten Seite in den Berg gegrabene Hütte, in der es sich trotz der stets darüber hinsausenden und platzenden feindlichen Geschosse recht gemütlich leben lässt. Da steht ein Tisch, eine Bank, ein gutes Bett und in der Ecke ein Ofen. An der Wand hängen verschiedene Zeitungsausschnitte und ein kleines Heiligenbild. Der Samowar dampft, Weissbrot, Käse und eine Flasche Jamaika-Rum stehen auf dem Tisch. Der General äusserte, dass er sich hier durchaus wohl fühle.

Nachdem wir ein Glas Grog getrunken, forderte er mich auf, unsere und die feindlichen Positionen in Augenschein zu nehmen. Vorher musste ich noch einige Aufnahmen »mit gutem Hintergrund«, wie er sich ausdrückte, machen. Wir stiegen den Hügel hinunter, wobei er mich auf die vielen Gruben aufmerksam machte, welche das ganze Feld wie schlecht gepflügt erscheinen lassen. Diese Löcher haben die jetzt bald drei Wochen täglich hier aufschlagenden feindlichen Granaten gegraben. Mit laut-



General Putilow (im weissen Rock) mit Stab vor seiner Blindage.

schallender Stimme rief er seine Soldaten und Kosaken zusammen, gruppierte sie an der Bergwand und stellte sich selbst in den Vordergrund. So machte ich zwei Aufnahmen. Dann ging es den Hügel hinauf, wo sich auf der äussersten Spitze eine kleine Hütte mit Fernrohr befindet. Von dort aus übersieht man sowohl unsere, wie die feindlichen Stellungen. Er zeigte mir die drüben auf einer Anhöhe gehisste, weisse Fahne mit leuchtend rotem Sonnenball, welche zur Feier des heutigen japanischen Nationalfeiertages,



General Putilow am Fusse des Hügels.

des Geburtstages des Sohnes der Sonne, dort aufgezogen sei, und fügte hinzu, seine Kosaken hätten sich heute bereits Mühe gegeben, das Ding herunter zu schiessen, leider vergeblich. »Trotzdem will ich sofort eine Salve abfeuern lassen, Ihnen zu Ehren; es tun mir nur die Patronen leid«, sagte er, sich den Kopf kratzend. Während wir uns noch unterhielten, sauste plötzlich eine Granate über unsere Köpfe und schlug — unter mächtigem Krachen platzend, eine schwarze Rauchwolke verbreitend, am Fusse des Berges in die Erde. Mein Sanitär, welcher unten die Pferde hielt und mich gebeten hatte, ihn auf die Position mitzunehmen, da

er eben erst aus Russland angekommen und noch nie an einem solchen Ort gewesen sei, bekam einen heiligen Schreck, als das rauchende Geschoss auf zwanzig Schritt einschlug. Mit Donnerstimme kommandierte der General: »Pferde näher führen, Soldaten in die Blindagen!« Im selben Moment sauste auch schon das zweite Geschoss und schlug neben dem ersten ein. Wir drückter uns möglichst dicht an die Wand der Hütte und warteten. Lange dauerte es nicht, ein drittes Geschoss flog so nah



Soldatenblindage auf der Putilow-Höhe.

über unsere Köpfe, dass vom Luftdruck unsere Mützen vom Kopf gerissen wurden. Nun aber in den Laufgraben, einige Sprünge, und wir waren in Sicherheit. Der Feind feuerte weiter, doch bald musste er verstummen. Unsere Kosakenbatterie hatte zu arbeiten begonnen, nach einigen wirksamen Schüssen wurde drüben alles still. Während ich mich bemühte, den Moment des Aufblitzens des Schusses auf die Platte zu bringen, stellte sich mir ein Offizier als Landsmann vor — Adolphi aus Libau. Er führte mich an einen Ort, wo auf einem Hügelchen ein kleines Holzkreuz steht. Hier ruhen zwei Helden, Oberstleutnant Gru-

sinsky und Stabskapitän Schulze, beide vom 19. ostsibirischen Schützenregiment. Sie beide erstiegen mit als erste die feindliche Stellung und fielen, von feindlichen Bajonetten durchbohrt.

Von dort ging ich zurück auf die Höhe, wo Putilow wieder stand, die Wirkung der abgefeuerten Schüsse durch das Fernrohr kontrollierend und Befehle erteilend.





1. General Putilow berechnet die Entfernung des Zieles.
2. General Putilow beobachtet durch das Fernrohr die Wirkung einer abgegebenen Salve.

Tiefbefriedigt von meinem Besuch, trat ich den Rückweg an, hatte ich doch viel Interessantes gesehen und einen wirklichen Kriegshelden kennen gelernt. Mein Sanitär ist heute noch voller Begeisterung, er hat zum ersten Male Pulver gerochen und hält sich für die personifizierte Tapferkeit.

Eine zweite Frage wird brennend: Woher das Pferdefutter für den Winter nehmen? Bis jetzt lebten wir in dieser Beziehung wie die Lilien auf dem Felde, wir hatten nichts gesät und machten uns keine Sorge. Der Reichtum des Landes schien unerschöpflich. Nun wird es aber anders. Die in nächster Nähe belegenen Felder sind abgeweidet, das Pferdefutter muss bereits aus weiterer Ferne geholt werden. In absehbarer Zeit ist alles vertilgt. Die Chinesen haben nicht ernten können, von ihnen wird es nichts zu kaufen geben. Die Intendantur hat freilich Riesenvorräte an Heu und Stroh aufgestapelt, doch muss das alles erst mit der Eisenbahn weit hergebracht werden. Diese ist aber vollständig durch den Transport neuer Truppen in Anspruch genommen. Beide erwähnten Fragen, die Holz- und die Futterfrage, sind für die Zukunft von schwerwiegender Bedeutung. —

Eben senden uns die Japaner ihren Abendgruss in Form von Artilleriesalven herüber. Dieses Mal meinen sie es ganz besonders gut, und es kracht gewaltig; es gibt auch Verwundete, wie mir eben mitgeteilt wird. Ich schicke einige Sanitäre auf die Position, um die Leute hertragen zu lassen.

Ich habe für einen Moment die Feder mit der Zahnzange vertauschen müssen. Auch Weisheitszähne sitzen zuweilen recht fest. Jedenfalls erkannte der brave Vaterlandsverteidiger meine Bemühungen an und zog nach geglückter Operation seine Papacha, sich dreimal bekreuzigend und mir Gesundheit und langes Leben wünschend. Wenn nur ein Teil all der Segenswünsche, die ich von meinen Patienten während dieser Zeit geerntet habe, in Erfüllung ginge, so müsste ich mindestens so alt werden wie Methusalem. Mich erschüttert noch jetzt die Erinnerung an einen armen Teufel, der am 28. September einen Schuss durch die Wirbelsäule bekommen hatte und den ich drei Tage lang bepflegte. Nach jeder kleinen Handleistung wünschte er mir das Beste und vor allem Gesundheit; er ahnte nicht, wie hoffnungslos er selbst darniederlag.

Eben bin ich aus Mukden zurückgekehrt, hasserfüllt gegen alles, was chinesisch heisst, empört über chinesische Grausamkeit und Hartherzigkeit. Es war mir gesagt worden, dass täglich, um 2 Uhr, in Mukden das hohe Gericht tage und ich beschloss, hinzugehen. Man hatte mich bereits vorbereitet, und so glaubte ich, dass meine hiesige Tätigkeit meine Nerven genügend gestählt haben würde. Trotzdem wäre es mir fast ebenso ergan-



Mukdener Gerichtshof mit Verurteilten.

Eine zweite Frage wird brennend: Woher das Pferdefutter
für den Winter nehmen? Bis jetzt lebten wir in dieser Be-
ziehung wie die Lilien auf dem Felde, wir hatten nichts ges
und machten uns keine Sorge. Der Reichtum des Landes sch
unerschöpflich. Nun wird es aber anders. Die in nächster
belegenen Felder sind abgeweidet, das Pferdefutter muss
aus weiterer Ferne geholt werden. In absehbarer Zeit
vertilgt. Die Chinesen haben nicht ernten können,
wird es nichts zu kaufen geben. Die Intendantur
Riesenvorräte an Heu und Stroh aufgestapelt, doc
alles erst mit der Eisenbahn weit hergebracht werd
aber vollständig durch den Transport neuer Trupp
genommen. Beide erwähnten Fragen, die Hol
frage, sind für die Zukunft von schwerwiegen

Eben senden uns die Japaner ihren
von Artilleriesalven herüber. Dieses Mal
sonders gut, und es kracht gewaltig; es
wie mir eben mitgeteilt wird. Ich schick
Position, um die Leute hertragen zu la

Ich habe für einen Moment die
tauschen müssen. Auch Weisheitsz
Jedenfalls erkannte der brave
mühungen an und zog nach gegl
sich dreimal bekreuzigend und
wünschend. Wenn nur ein
von meinen Patienten währ
füllung ginge, so müsste
thusalem. Mich erschütt
armen Teufel, der
die Wirbelsäule bekom
bepflegte. Nach je
das Beste und vor
nungslos er selbst

Eben bin
alles, was chin
und Harthe
um 2 Uhr,
hinzugehen
ich, das
stäblt

zu schliessen, ist der hohe Gerichtshof versammelt. Durch eine zweite Tür tritt man in einen andern Hof. Schnell durcheile ich diesen, nur einen flüchtigen Blick auf die sich dem Auge bietenden schrecklichen Bilder werfend. Der Saal, in den ich trete, ist lang gestreckt und ziemlich geräumig. Drüben an der Wand stehen drei Tische, hinter denen je zwei bis drei bebrillte Richter auf weichen Polstern sitzen. Vor einem jeden dampft eine Tasse mit Tee und liegt ein Buch, in das mit Pinsel und Tusche Bemerkungen notiert werden. Am mittleren Tisch sitzt der Präsident. Ihn begrüsse ich zuerst, die mir weit über den Tisch entgegengestreckte Hand schüttelnd. Dann folgt dieselbe Begrüssung rechts und links. Aufgefallen sind mir hier die wohl anderthalb Zoll langen Fingernägel einzelner dieser Herren. Der letzte forderte mich mit freundlicher Gebärde auf, an seiner Seite auf dem Polster Platz zu nehmen, und es dampfte auch sofort eine Tasse Tee vor mir. Die Sitzung begann, die armen Sünder wurden hereingeführt, abgeurteilt und zum Teil sofort bestraft. In schweren, ins Fleisch schneidenden Ketten, mit plumpen, um beide Fussgelenke geschlossenen Klötzen, mit zwei Zoll dicken, kragenartig um den Hals gezwängten Brettern, welche das Gesicht blaurot machen und schwer auf den Schultern liegen, treten die Delinquenten vor. Es folgt ein kurzes Verhör, sofortige Verkündigung des Urteils und Vollstreckung desselben. Für Diebstahl werden 40 bis 200 Hiebe auf die Hohlhand zugesprochen. Die Hände werden mit den Handtellern nach oben mit Riemen an eine kleine Bank geschnallt, und die Exekution beginnt. Die Marterwerkzeuge bestehen aus zwei Fuss langen, ein Zoll breiten und einhalb Zoll dicken, biegsamen, aber schweren Stäben, mit denen aus voller Kraft geschlagen wird. Beim fünften Hiebe ist die Hohlhand bereits schneeweiss, beim zehnten beginnt sich das Fleisch aufzulösen, nach 40 Hieben sind die Aermsten so weit, dass die Folter unterbrochen werden muss, um sie nach einer mehrwöchentlichen Pause, nachdem die Hände vernarbt sind, fortzusetzen. Dieses ist mit die leichteste Strafe, die das Gericht für Diebstahl diktiert. Wird der Dieb rückfällig, so verliert er einen Finger oder selbst die ganze Hand. Auch dies ist ein äusserst einfaches Verfahren, das gleich nach dem Urteilsspruch an Ort und Stelle coram publico ausgeführt wird.

Lange hielt ich es hier nicht aus, ich eilte auf den Hof, um Gottes freie Luft zu atmen. Neue Schrecken! An niedrigen

gen, wie vor drei Wochen, als ich, auf einem Spazierritt in die Nachbarschaft durch ein Dorf kommend, plötzlich vor mir drei Kosaken stehen und in ihrer Mitte einen Chinesen knien sah, welcher auf der Erde etwas zu suchen schien. Wie ich eben vorüberreiten wollte, zog der eine Kosak seinen Säbel und führte einen gewaltigen Hieb nach dem Halse des Chinesen. Grauen erfasste mich bei diesem unerwarteten Anblick, ich warf meinen Gaul herum und floh feige, die Wirkung des Hiebes nicht abwartend. Es handelte sich um einen Spion, dem der Prozess gemacht wurde.





Mukdener Gerichtshof mit Verurteilten.

Im Hofe des Mukdener Gerichtes habe ich das Maximum menschlicher Scheusslichkeit kennen gelernt, und nur mit Abscheu denke ich daran zurück. Durch eine enge Nebengasse im Zentrum der Stadt, vorüber an einem kleinen Teich, dessen schwarzes Schmutzwasser die Luft verpestet und an dessen Ufer eine Schar von Schweinen und verwilderten Hunden ihre Nahrung findet, gelangt man an das Tor der starken Umfassungsmauer eines Komplexes massiver Fansen. Zu beiden Seiten der Pforte ist ein Ungeheuer mit mächtig aufgesperrtem Rachen abgebildet. »Lasst alle Hoffnung fahren!« Man tritt in einen Hofraum, in welchem eine Anzahl Fudotunken (zweirädrige, verdeckte Maultierkarren zum Personenverkehr) steht. Nach der Anzahl der hier haltenden Vehikel

Kolonne, und hier erzählten mir die Studenten, sie hätten bei ihrem heutigen Ritt durch die Stadt etwas ganz besonders Abschreckendes gesehen. Hunde kämpften auf der Strasse um eine Beute, die sie erwischt hatten. Es war der Leichnam eines anderthalbjährigen Kindes! Eine Gruppe Chinesen sah sich das



Mit Gaoljan beladener Ochse.

grausige Schauspiel an und antwortete auf die entsetzte Frage, was das zu bedeuten habe, mit lachendem Munde: „Ламайла!" Ein tiefes Gefühl des Abscheues bemächtigte sich meiner, und mit einer gewissen inneren Genugtuung konnte ich zuschauen, wie unsere Soldaten vor dem Bahnhof eine kleine Chinesenhetze veranstalteten und die feigen Zopfträger mörderisch verprügelten.

Bei meinem Heimritt kam ich vom Wege ab und wurde Zeuge einer schauerlichen Szene. In einem niedergetretenen Gaoljanfelde fand ich, umgeben von einer Schar Hunde, die Leichen zweier Chinesen. Sie hatten sich offenbar hier während des Kampfes versteckt und waren von den Kugeln niedergemäht worden. Die Hunde hatten von einem Leichnam nur noch ein Bein und einen Arm übrig gelassen, der zweite war bereits stark angefressen. —

Im Russisch-Holländischen Feldlazarett in Taolaidschao.

Wir haben uns selbst aufgefressen! Diese betrübende, aber leider wahre Tatsache wurde mir eines Tages durch den eisigen mandschurischen Nord, der mit grösster Rücksichtslosigkeit seinen direkten Weg durch unsere Fansa auf der Position bei Udjantun nahm, klar gemacht. Dem natürlichen Drang nach Wärme folgend, haben wir von Tag zu Tag neue Teile unseres Hauses geopfert, bis schliesslich alles Brennbare unwiederbringlich zu Asche zerfallen ist und wir zitternd und halb erstarrt vor der Alternative stehen, zu erfrieren oder — was schwieriger ist — ein neues Domizil zum Ueberwintern zu beschaffen. In dieses Dilemma trat als erlösendes Moment Dr. Krüger. Nach elfwöchentlichem Krankenlager, das er bei den Holländern in Taolaidschao absolviert hatte, genesen zurückgekehrt, offerierte er mir im Auftrage des Oberarztes des Russisch-Holländischen Lazaretts die vakante Stelle des dritten Arztes am Hospital. Selbstredend telegraphierte ich sofort »einverstanden« und ritt nach Mukden, um mein Dienstverhältnis zum »Roten Kreuz« zu lösen. Nach dreitägigem erbitterten Kampf in der Hauptverwaltung wurde ich endlich »in Gnaden« entlassen und reiste am 23. November hierher ab.

Gewaltig ist der Kontrast zwischen dem Leben im stillen, weltentlegenen Hospital und dem unruhigen Treiben auf der Position. Zu uns tönt nicht mehr der Kriegslärm herüber, nicht mehr das dumpfe Donnern der Kanonen, das mich während der zwei letzten Monate abends in den Schlaf sang und morgens weckte. Dort der ewige Kampf mit Hunger, Kälte, Schmutz und der entsetzlichen Ungeschliffenheit meiner Mitarbeiter, hier absolut geordnete Verhältnisse, eine rein baltische Gesellschaft, in der Ordnung, Sauberkeit und ein harmonisches Zusammen-

leben herrscht. Es ist wie eine grosse Familie, deren Glieder in gewissenhafter Weise, ohne Murren ihrer Pflicht nachgehen, um in den Mussestunden in harmloser Fröhlichkeit, bei Musik, Gesang und munteren Scherzen der Geselligkeit zu pflegen. Und doch kann ich mich noch immer nicht von einem gewissen Gefühl der Wehmut freimachen, wenn ich meiner fliegenden Kolonne gedenke, des absolut ungebundenen und ungezwungenen Lagerlebens, der schweren und doch so reizvollen Strapazen des



Russisch-Holländisches Feldlazarett. Vorn unsere drei Studenten Schaussberg, Buchholz und Riesenkampff.

Krieges. Es ist dasselbe Gefühl, das den jungen Philister beschleicht, wenn er dem bunten Studentenleben den Rücken kehrt, das Gefühl, zum alten Eisen geworfen zu werden. Dahin das freie Umherstreifen durch die malerischen Gebirgspartien und den wogenden Gaoljan, dahin das Schlafen unter freiem Himmel oder auf hartem, chinesischem Lager, dahin das Donnern des schweren Geschützes und das Krachen der Gewehrsalven. Hier im stillen, geordneten Hospital, umgeben von halbeuropäischem Komfort und allen möglichen Bequemlichkeiten, kommt erst das Bewusstsein dessen, was man gesehen, erlebt, erduldet und ge-

nossen, und zugleich erfasst einen das Gefühl der Dankbarkeit dafür, dass das Schicksal es so fügte, dass das russisch-holländische Feldlazarett sein gastlich Tor dem müden Wanderer öffnete. Der Körper verlangte energisch nach Ruhe, die Kräfte gingen zu Ende.

Erleichtert wird mir der Abschied von meiner fliegenden Kolonne dadurch, dass auf dem Kriegsschauplatz vollkommene Ruhe herrscht und, wie ich glaube, vor dem Eintritt des Früh-



Soldatenlager. Lager aus Zelten.

lings auch nichts von grösseren Aktionen zu erwarten ist. Unsere Stellungen am Scha-hoë haben im Laufe der Zeit eine Länge von fast 60 Werst erreicht. Die steten Umgehungsversuche haben sie allmählich so ausgedehnt. Auch der Laie, der diese im Laufe vieler Wochen angelegten Wälle, Laufgräben, Stacheldrahtzäune, Gruben und Hindernisse verschiedenster Art, wie sie die moderne Kriegskunst ersonnen hat, gesehen hat, muss sich sagen, dass hier durch ein blindes Drauflosgehen nichts zu erreichen sei. Nur schnelle und weit ausgreifende Umgehungen könnten Erfolg bringen. Die numerische Uebermacht wird das letzte

wechslung zu liegen. Trotzdem ist es langweilig, entsetzlich langweilig auf der Position. Die Soldaten liegen in den Laufgräben oder in den wärmeren Blindagen, die Büchse mit aufgepflanztem Bajonett ist an die Wand gelehnt, die Offiziere gähnen, trinken Tee, viel Tee, wenn's Glück günstig ist, Alkohol, und spielen Karten. Ebenso mag es wohl auf der andern Seite hergehen. Beide Parteien gewöhnen sich aneinander, stillschweigend hat man Uebereinkommen getroffen, sich bei gewissen notwendigen



Feldbäckerei in Mukden. Brennende Oefen.

Handlungen nicht zu stören. Links von der Putilowhöhe trennt der Fluss die feindlichen Positionen; zu bestimmten Stunden sieht man unsere Soldaten mit Eimern zum Wasser gehen, zu andern Stunden die Japaner. Die Not und Gewohnheit hat es gelehrt, niemand dabei zu stören. So das Leben auf der Position.

Noch einmal möchte ich mir einige Worte über die Winterquartiere unserer Armee erlauben. Wie bekannt, überwintern unsere Soldaten in Erdhütten. Nun mag wohl den Europäer ein Gruseln überkommen bei dem Gedanken, einen ganzen, langen Winter in einer Erdhütte leben zu müssen. Doch ist es de facto nicht so schlimm. Anfangs waren diese Erdhöhlen freilich äusserst

durch rückwärtige Verbindungswege, werde er nur dann das Spiel gegen uns wagen, wenn er alle Trümpfe in seiner Hand vereinigt.

Mit der Entscheidungsschlacht hat es also noch gute Weile. Unterdessen ruhen die Riesenleiber der gewaltigen Armeen auf Schussweite in lethargischer Erschlaffung einander gegenüber. Nur von Zeit zu Zeit, wenn einzelne Salven prasseln, wenn ein Kanonenschuss dröhnt und ein Brausen durch die Luft geht, das sich weiter und weiter entfernt, bis eine dumpfe Detonation anzeigt, dass das Geschoss seinen Bestimmungsort erreicht und in diesem



Schlachten des Viehes auf der Position.

Moment sein Zerstörungswerk vollführt hat, geht ein leichtes Zucken durch die Körper. Ein spannender Moment, und wieder senken sich die Schatten der Langeweile über die Armeen. Hat man längere Zeit auf der Position gelebt, so braucht man nicht erst seine Fansa zu verlassen, um zu erfahren, welche Batterie eben gefeuert hat. Das Ohr lernt bald den Donner der verschiedenen Geschützarten unterscheiden. Eben feuert eine Schnellfeuerkanone, das war das dumpfe Dröhnen eines Mörsers, und nun öffnet mit gewaltigem Bass ein Belagerungsgeschütz seinen ehernen Mund, bis auf neun Werst mit grosser Sicherheit Verderben speiend. Immerhin scheint schon darin genügend Ab-

wechslung zu liegen. Trotzdem ist es langweilig, entsetzlich langweilig auf der Position. Die Soldaten liegen in den Laufgräben oder in den wärmeren Blindagen, die Büchse mit aufgepflanztem Bajonett ist an die Wand gelehnt, die Offiziere gähnen, trinken Tee, viel Tee, wenn's Glück günstig ist, Alkohol, und spielen Karten. Ebenso mag es wohl auf der andern Seite hergehen. Beide Parteien gewöhnen sich aneinander, stillschweigend hat man Uebereinkommen getroffen, sich bei gewissen notwendigen



Feldbäckerei in Mukden. Brennende Oefen.

Handlungen nicht zu stören. Links von der Putilowhöhe trennt der Fluss die feindlichen Positionen; zu bestimmten Stunden sieht man unsere Soldaten mit Eimern zum Wasser gehen, zu andern Stunden die Japaner. Die Not und Gewohnheit hat es gelehrt, niemand dabei zu stören. So das Leben auf der Position.

Noch einmal möchte ich mir einige Worte über die Winterquartiere unserer Armee erlauben. Wie bekannt, überwintern unsere Soldaten in Erdhütten. Nun mag wohl den Europäer ein Gruseln überkommen bei dem Gedanken, einen ganzen, langen Winter in einer Erdhütte leben zu müssen. Doch ist es de facto nicht so schlimm. Anfangs waren diese Erdhöhlen freilich äusserst

primitiv und unwohnlich, doch hat die Uebung und grössere Erfahrung es allmählich so weit gebracht, dass ganze unterirdische Kasernen mit Oefen, Fenstern und Ventilatoren entstanden sind. Speziell die Offiziere bewohnen Erdhütten, die nichts zu wünschen übrig lassen. Durch die doppelte Tür betritt man einen mit Matten ausgedeckten Raum, in dem ein kleiner, gut heizender Ofen eine angenehme Wärme verbreitet. An Möbeln finden sich ein Tisch, Stühle, Betten und verschiedene andere Bequemlichkeiten. In Mukden lebte ich einige Zeit in einer solchen Hütte eines befreundeten Offiziers und muss offen



Das Brot wird in die Oefen geschoben.

gestehen, dass ich mich in derselben ungemein wohl gefühlt habe. Die einzige Plage bilden die Ratten, die besonders nachts durch ihr unausgesetztes Hin- und Herlaufen die Bewohner stören. Die grösste derartige Erdhütte sah ich gleichfalls in Mukden. In ihr war die Feldbäckerei untergebracht, und sie enthielt neben einer Reihe grosser Backöfen, Schlafstellen für 300 Mann. Dabei sind die Herstellungskosten für ein solches Bauwerk äusserst geringe. Schwierigkeit bereitet bei dem vollkommenen Holzmangel die Feuerungsfrage. Vielfach heizt man mit Oelkuchen, die in Form unseres grossen Radkäses aus gepressten Bohnen in den Handel kommen und ursprünglich Kraftfutter für die Pferde bildeten. Ein solcher Kuchen ist billiger

als Kohle und Holz und entwickelt eine grosse Glut, indem er langsam, etwa wie Steinkohle, glimmt. Das Stück kostet fünfzig Kopeken, zwei davon genügen, um einen grossen Ofen, wie wir sie in den Hospitälern haben, zu erwärmen. Holz ist unerschwinglich teuer geworden, man zahlt bereits für einen gewöhnlichen Faden 127 Rubel. Weiter nach Norden ist es billiger, doch kann es nicht mit der Eisenbahn hertransportiert werden, da die Linie noch immer durch Beförderung von Militär und Kriegsgut vollauf in Anspruch genommen ist. Auch die Preise für Nahrungsmittel steigen mit jedem Tag. Der Chinese weiss,



Das Brot wird verladen und auf die Positionen gebracht.

dass wir von ihm abhängig sind und versteht es meisterhaft, unsere Not auszunutzen. Kartoffeln, für die wir früher 30 Kop. pro Pud gezahlt haben, kosten jetzt 135 Kopeken, Rindfleisch, für welches 8 Rubel im Engroseinkauf gefordert wurden, wird nicht mehr unter 11 Rubel 50 Kopeken abgegeben. Ja, der Krieg verschlingt Unsummen.

Die Mitglieder der russisch-holländischen Ambulanz wurden auf dem Kriegsschauplatz kurzweg »die Holländer« genannt. Wie ich bereits erwähnte, war ich zum erstenmal mit ihnen in Haitschön in Berührung gekommen. Es fiel mir vor allem die echt baltische

Gastfreiheit auf, mit der ein jeder Ankömmling aufgenommen wurde. Ferner musste ich die trotz Fliegen- und Staubplage tadellose Sauberkeit und Ordnung bewundern. Zum zweitenmal traf ich sie wieder in Haitschön, wieder als Notleidender in jammervoller Verfassung. Es waren gerade Schlachttage, und alle Vorbereitungen zum Rückzuge getroffen. Obgleich das ganze Personal vollkommen übermüdet war — hatte es doch Tag und Nacht mit grosser Selbstverleugnung sich dem Sanitätsdienst



Rückansicht des Mukdener Bahnhofs.

hingegeben — fand ich auch diesmal eine freundliche Aufnahme. Ein Teller Sauerkohlsuppe, ein Stück Schinken und Brot, auf der Schwelle des bereits geräumten Hospitals gereicht, erfrischten mich vollständig Erschöpften nicht minder, als das herzliche Wort, mit dem alles geboten wurde. Auch ein Plätzchen in der grossen, leeren Baracke wurde mir angewiesen, um die steifen und schmerzenden Glieder auszustrecken. Im Einschlafen hörte ich den Kollegen Rennenkampff noch anordnen, man möge den Sack, auf dem ich schlief, nicht fortnehmen, es läge darauf ein sehr müder Arzt, den man nicht stören dürfe.

Dies waren die Eindrücke, die ich vom russisch-holländischen Feldlazarett gewonnen hatte, und es war daher nur selbstverständlich, dass wir uns sofort für dieses Hospital entschieden, als Krüger am Typhus erkrankte. Nun hat es der Zufall gewollt, dass ich hier angestellt worden bin, und ich bin ihm dafür dankbar. Die Kolonne ist eine unserer Musterkolonnen, hat eine schöne Ausrüstung, wird reichlich mit Geldmitteln unterstützt und hat ein tüchtiges Personal. Sie ist eine der wenigen, welche



Russisch-Holländisches Hospital in Taolaidschao.

während der ganzen Zeit gearbeitet haben, unbeirrt durch die leider so häufig eintreffenden Befehle der Grossen vom Roten Kreuz, möglichst schnell zu evakuieren, da eine grosse Schlacht erwartet werde. Diese sich immer und immer wiederholenden Anordnungen haben sich stets als Alarmschlägerei erwiesen, welche nur dazu geführt hat, dass die meisten Hospitäler ein bis zwei Monate leerstanden, um dann im Fall einer Schlacht bloss als Verbandplätze kurze Zeit zu funktionieren. Das russisch-holländische Feldlazarett ist kein neues Unternehmen. Schon während des Türkenkrieges, wie in Afrika,

hat es segensreich gewirkt. Auf dem Hospital wehen zu beiden Seiten der Fahne des Roten Kreuzes die Nationalflaggen Russlands und Hollands, das Unternehmen kennzeichnend. Das Komitee besteht aus hochherzigen Männern beider Nationen, an deren Spitze als Präses Pastor Gillot aus Petersburg steht.

Am 17. Mai 1904 verliess die Kolonne unter Führung ihres vom Burenkriege her bekannten Oberarztes v. Rennenkampff St. Petersburg. Ihr Personalbestand war folgender, und ist bis auf den heutigen Tag der Zahl nach derselbe geblieben: drei Aerzte, drei Studenten der Medizin, alles Dorpatenser, neun Schwestern und eine Anzahl Sanitäre. Von unsern beiden »Burenschwestern«, Schwester Alli und Hilda, hat letztere eine gewisse Berühmtheit erlangt, dadurch, dass sie während des Burenkrieges in englische Gefangenschaft geriet. Von dem ursprünglichen Gedanken der Stifter, ein bewegliches Feldlazarett von 25 Betten zu bilden, welches, in Zelten untergebracht, sich den Bewegungen des Heeres anschliessen sollte, musste bald abgewichen werden. Wir haben jetzt ein festes Hospital von 100 Betten mit den dazugehörigen Isolierräumen für Schwerkranke, Operations- und Verbandzimmern, Vorratskammern usw.

Was die bisherige Tätigkeit der Kolonne betrifft, so muss mit Fug und Recht behauptet werden, dass sie die Hände nie müssig in den Schoss gelegt hat. Die Worte »Langeweile« und »Arbeitsmangel« — Schlagworte einiger Hospitäler — kennt man hier nicht. Für ein medizinisches Personal, das unter Leitung denkender Menschen steht, gibt es auf dem Kriegsschauplatz immer Arbeit. Pekuniär vollkommen unabhängig von der Hauptverwaltung des Roten Kreuzes und nicht infiziert von der Sucht nach Orden und Anerkennungen, hatte die Kolonne sich bezüglich ihrer Tätigkeit keinerlei wesentliche Beschränkungen aufzuerlegen. In Haitschön wurde ihre Leistungsfähigkeit zum erstenmal auf die Probe gestellt. Kaum waren die Zelte aufgeschlagen, die Feldküche eingerichtet und die notwendigsten Vorkehrungen zum Empfang von Kranken getroffen, da begann auch die Arbeit. Unsere Armee hatte Daschitsjao geräumt und zog sich unter schwerem Arrieregardegefecht auf Haitschön zurück. Zu Hunderten trafen Verwundete und Ermattete ein. Glänzend bestand die junge, an die blutige Arbeit noch nicht gewöhnte Kolonne die Feuerprobe.

bekannt, als dass es weiterer Erörterungen bedarf. Für die vorzügliche Verpflegung legen unsere Patienten selbst das beste Zeugnis ab. Wie oft hört man von Durchreisenden die Aeusserung, dass unsere Pfleglinge mehr an Gesunde als an Kranke erinnern. Man hätte sie nur einige Wochen vorher bei ihrer Einlieferung sehen sollen! Ein Japaner, der uns mit durchschossenem Bein und zum Skelett abgemagert ins Haus gebracht wurde, ist unser Renommierpatient; sein Gesicht gleicht mehr



Unsere Festung mit einem Teil des Personals.

einer Kugel, als einem menschlichen Antlitz. Natürlich haben wir auch elende Gestalten, denen nicht mehr zu helfen ist. Einige Schwerverwundete in meiner Abteilung, einige Typhöse, die wochenlang nur durch künstliche Mittel, wie Kampfer, Kochsalzinfusionen und Champagner, am Leben erhalten werden, bilden unsere stete Sorge. Unserer letzten Flasche Sekt dankt ein Kosak sein Leben. Leider entpuppt er sich jetzt nach überstandener Krisis als ein unglaublich widerhaariger und eigensinniger Patron, der unsern Schwestern noch viel zu schaffen machen wird. Unsere Verwundeten sind sämtlich Teilnehmer an

der Schlacht am Scha-hoë, schwere, zum grössten Teil septische Fälle. Einem von diesen habe ich während der Attacke auf die Putilowhöhe die erste Hilfe geleistet. Er erkannte mich wieder. Der arme Teufel hatte einen Blasenschuss mit starker Eiterung. Von den vier Fällen mit Bauchschüssen, die nach der Schlacht aufgenommen wurden, verstarb einer in den ersten Tagen, die drei übrigen werden wohl durchkommen, obgleich sie peritonitische Erscheinungen hatten. Sie sind konservativ behandelt worden, d. h. ohne Operation.

Unser Hospital liegt dicht an der Bahn, gleich hinter dem Stationsgebäude. Diese Nähe wird von den durchfahrenden Soldaten benutzt, um uns während des Aufenthaltes einen Besuch abzustatten. In letzter Zeit gehen ganz besonders viel Züge mit frischen Truppen in den Süden. Leider vermisst man bei diesen Leuten die kindliche Fröhlichkeit, die uns früher so sehr wohlgetan hat. Seit langer Zeit habe ich heute wieder einen munteren Gesang aus einem Wagen erschallen hören. Meist sind es ja Reservisten, denen die Sorge um Weib und Kind die Kehle zuschnürt. Vergleiche ich diese Truppen mit unsern alten ostsibirischen Schützenregimentern, so sind sie wohl diesen in keiner Beziehung an die Seite zu stellen.

Ausser der Kaserne sind uns noch anderthalb Häuser der Eisenbahnverwaltung und die der Grenzwache gehörende, mit hohen, von Schiessscharten durchbrochenen Mauern versehene kleine Festung zur Verfügung gestellt. Hier haben wir Aerzte uns einquartiert. Die natürliche Lage unseres Hospitals ist eine sehr günstige. Es liegt in einem, ringsum von einem Höhenzug umgebenen Talkessel, so dass wir den über die weite mandschurische Fläche dahinbrausenden, berüchtigten Wind nicht empfinden und daher weder unter Kälte noch Staub nennenswert zu leiden haben. Nur bei Südwind werden wir vom Dünensand des auf drei Werst vorüberfliessenden Sungari überschüttet.

Eine angenehme Erholung bietet die Jagd, die so bequem wie nur möglich ist. Nach erledigter Vormittagsarbeit werfen wir die Flinte über den Rücken, schiessen auf einem kleinen Spaziergang einige Fasanen und Hasen, und kehren zurück, frisch und fröhlich zu neuer Arbeit. Nach erledigter Abendvisite finden wir uns im Gesellschaftszimmer zusammen, wo Guitarre, Balalaika und Mandoline sich zu heiteren Melodien vereinigen oder unser gemischtes Quartett heimische Weisen anstimmt. Hier ist

Glück und Frieden. Das Weihnachtsfest steht vor der Tür. Auch wir im entlegenen mandschurischen Hospital werden unser Fest haben.

30. Dezember 1904.

Das Weihnachtsfest ist vorüber. Das normale, geregelte Leben hat wieder begonnen. Der durch die reiche Abwechslung der letzten Tage aus dem Gleichgewicht gekommene Hospitalorganismus fängt wieder zu funktionieren an. Morgen, am Silvesterabend, gibt es noch ein Fest. Dann senkt sich Ruhe über das russisch-holländische Feldlazarett.

Wir arbeiteten folgendes Weihnachtsprogramm aus. Am heiligen Abend Bescherung für die Mitglieder unserer Kolonne in unserm Gesellschaftszimmer am ersten Feiertage Weihnachtsbaum und Bescherung für unsere Pfleglinge und am zweiten Feiertage Bescherung für das hier garnisonierende Militär.







1. Nachrichten aus der Heimat.
2. Riesenkampff mit seinen Lieblingen.
3. Im Dublett geschossen.
4. Meine Neujahrsbeute (grosser Raubvogel).

Nach getaner Tagesarbeit gaben wir uns alle nach Kräften den äusseren Festschliff. Angetan mit den besten Kleidern, mit Kragen, Krawatte und Manschetten, betraten wir den Saal. Ein nicht endenwollendes, lautes »Ah« unserer schon versammelten Schwestern empfing uns. Das impulsive Frauengemüt wird ja von kleinen Veränderungen, die den äusseren Menschen in ein vorteilhafteres Licht stellen, stets leicht beeinflusst. Zu meiner Schande sei's gesagt: Ich empfand den Zwang europäischer



Weihnachtsbescherung fürs Personal.

Toilette nicht wohltuend. Der ungewohnte Kragen rieb den Hals, die Manschetten fielen stets auf die Hand und die Gamaschen, die bei der Abfahrt aus Petersburg den Wasserstiefeln und in letzter Zeit den bequemen Filzstiefeln hatten weichen müssen, drückten ganz entsetzlich. Mir erscheint es verständlich, dass die Naturkinder sich so schwer mit der Kultur und ihren Auswüchsen befreunden können.

Nach opulentem Abendessen verlas unser Oberarzt einen aus Petersburg von Pastor Guillot zugeschickten Festgruss. Dann begann die Bescherung. Erst wurde das niedere Personal be-

schenkt, d. h. unsere Sanitäre, der russische und die beiden chinesischen Köche und die chinesischen Diener. Neben schönen warmen Wintersachen, Tabak und Naschwerk, erhielt ein jeder Sanitär eine Uhr, auf deren Deckel das in Emaille ausgeführte Abzeichen der Kolonne — die gekreuzten Fahnen beider Nationen unter dem Zeichen des roten Kreuzes — prangte. Gern hätten wir auch unserm chinesischen Oberkoch, einer prächtigen, selbstbewussten Erscheinung, ein gleiches Geschenk gewährt, leider reichte der Vorrat nicht. Als Ersatz bekam er fünfzehn Rubel. Gelegentlich äusserte er sich mir gegenüber, sein grösster Wunsch sei es, in den Besitz einer ähnlichen Uhr zu gelangen, am Gelde läge ihm weniger. Dann kamen wir an die Reihe. Der hübsch geschmückte Baum stand auf einem Tisch mitten im Zimmer, ringsum auf Tischen und Stühlen waren unsere Geschenke aufgebaut. Verstimmt hat es uns, dass alle Bemühungen, einen echten Weihnachtsbaum zu bekommen, scheiterten. Die ausgesetzte hohe Belohnung hat unsere Grenzreiter die ganze Gegend in einem Radius von 100 Werst absuchen lassen. Doch vergebens! Schliesslich waren wir dem Komitee dankbar, dass es uns einen künstlichen Baum geschickt hatte. Doch ersetzt ein Simili niemals einen echten Brillanten. Erst am andern Morgen brachte uns der Zufall einen Tannenbaum ins Haus, der, im Hospital angezündet, vielen Kranken Freude bereitete. Ein aus Irkutsk zurückkehrender Sanitätszug hatte sich dort mit Bäumen versorgt und beschenkte uns mit einem.

Unsere Bescherung war überaus reichlich. Dicke wollene Jacken und Unterwäsche, Strümpfe, Leibbinden, Nansenkappen, Handschuhe, Filzstiefel und als Krone ein schöner leichter Reitpelz — Dinge, die ich zwei Monate früher mir von ganzem Herzen wünschte, wenn ich, bis aufs Mark erstarrt, von meinen Ritten heimkehrte. Damals konnten mich auch die reichsten Geldmittel nicht in den Besitz dieser notwendigen Sachen setzen. Die schlecht wattierten chinesischen Kleider und dünnen Pelzchen boten nur geringen Schutz gegen den Wind und die plötzlich eingetretene eisige Kälte. Ja, draussen auf der Position machen sich die Witterungseinflüsse empfindlicher bemerkbar, da neben körperlicher Ueberanstrengung und einer gewissen Unterernährung bei ungenügenden Behausungen die Widerstandskraft des Körpers allmählich sinkt. Zur Ehrenrettung des mandschurischen Winters und um Gerüchten, die in den mir zu Ge-

sicht gekommenen Tagesblättern Widerhall gefunden haben, entgegenzutreten, seien hier einige Worte über das hiesige Klima gesprochen. Haben wir auch, unter ungünstigen Lebensbedingungen stehend, den plötzlichen Witterungsumschlag im Herbst schwer empfunden, so kann ich den hiesigen Winter nur ideal nennen. Mir stehen zum Vergleich keine meteorologischen Tabellen zur Seite. Doch bin ich überzeugt, dass kaum ein anderer Himmelsstrich eine so ununterbrochene Reihe von absolut wolkenlosen Tagen aufzuweisen hat. Der schönste Sonnenschein tags und nachts der prächtige südliche Sternenhimmel — das gleiche Bild erfreut uns seit Wochen. Und zeigt auch das Thermometer im Schatten 30 Grad unter Null, die warme Sonne täuscht den herrlichsten Frühling vor. Wie mir scheint, ist der Winter die gesundeste und schönste Jahreszeit in der Mandschurei.

Doch weiter in der Beschreibung des Weihnachtsfestes. Als Erinnerungsgeschenk erhielt das männliche, ärztliche Personal silberne Zigarrentaschen mit dem in Gold und Emaille ausgeführten Abzeichen der Kolonne, die Schwestern dieselben Abzeichen an der Brust zu tragen. In gemütlichem Beisammensein, unter Gesang und Musik, verlief der Weihnachtsabend. Den fernen Lieben und der trauten Heimat wurde manches Glas geweiht.

Der erste Feiertag brachte uns einen traurigen Zwischenfall. Nach erledigter Vormittagsarbeit machten wir uns auf, um den hier lebenden Nachbarn Visiten zu machen. Während wir beim Stationschef sassen, überfuhr ein abfahrender Sanitätszug einen Soldaten, ihm beide Beine glatt abschneidend. Er starb uns auf dem Operationstisch. Wieder ein Kreuzchen mehr auf unserm auf dem Berge gelegenen Soldatenfriedhof. Als unser Hospital hierher zog, soll es nur zwei Hügel gegeben haben, jetzt erblickt man bereits eine ganze Reihe. Was wird uns erst die nächste Schlacht bringen?

Es war ein Trauertag. Die Hiobsbotschaft vom Falle Port Arthurs traf ein. Uns allen kam diese Nachricht durchaus überraschend. Hatte auch niemand gezweifelt, dass die Uebergabe bald erfolgen würde, so war man doch nicht auf ein so plötzliches Ende vorbereitet. Nun dürfte der Krieg eine entscheidende Wendung nehmen. Mit einem Schlage ist für Japan eine grosse Armee mit etwa 400 schweren Geschützen frei geworden. Unsere Flotte ist vernichtet. Die Chancen eines baldigen Sieges sind

geringer, denn je. Falls wir nicht Frieden machen, wird sich der Krieg noch eine unabsehbar lange Zeit hinziehen und schliesslich mit dem Siege des Kapitals enden. Die Ansichten über die Bedeutung der Kapitulation Port Arthurs gehen weit auseinander. Teils hält man sie für einen schweren Schlag, teils tröstet man sich mit der Phrase vom Trümmerhaufen. Auf unserm Friedhof sahen wir einen Soldaten auf einem Grabe sitzen und über Port Arthur weinen. Es war kein Stratege, aber ein Mensch!







1. u. 3. Weihnachtsspaziergang des Personals.
2. Unser Quartett auf dem Kirchhof.

Um 5 Uhr nachmittags erstrahlte in unserm Krankensaal der Christbaum. »Stille Nacht, heilige Nacht« tönte weihevoll durch den Raum. Der Kerzenschimmer spiegelte sich hundertfach in den Augen unserer gerührten Patienten wieder. Die Blicke, mit denen unser Japaner den Baum betrachtete, werde ich nie vergessen. Er hatte sich auf seinen Krücken ganz nah herangeschleppt und starrte weltentrückt in den Lichterglanz. Auch unsere Chi-

nesen schienen durch das Christfest mit seinem strahlenden Baum tief ergriffen zu sein.

Am zweiten Feiertage luden wir die hier stehenden Soldaten und Offiziere — etwa 300 Mann — zu uns ins Hospital. Wieder erstrahlte der Lichterbaum, wieder brauste in mächtigem Chor ein Weihnachtsgebet durch den Saal. Nachdem die Geschenke verteilt worden waren, brachte der Oberarzt ein Hoch auf



Mandschurisches Landschaftsbild.
(Baum, an den die Köpfe der Chinesen gehängt werden.)

den Kaiser aus, dem die Nationalhymne folgte. Nach der offiziellen Feier blieben die Offiziere bei uns. Erst in früher Morgenstunde gingen wir auseinander.

Einer kleinen scherzhaften Episode will ich noch gedenken. Am Nachmittag des zweiten Feiertages gingen wir spazieren, als die uns begleitenden Hunde einige Hasen und eine Menge Fasanen aufstöberten. Unser Nimrod Student S., war durch die

noch glatten Weihnachtsstiefel in seiner Beweglichkeit behindert. Darum nahm ich ihm das Gewehr ab und eilte vorwärts. Einige hundert Schritte von unserer Gesellschaft entfernt, sehe ich einen Hasen im Gebüsch liegen. Ich trete etwas zurück und rufe unsern Studiosus R. heran, der bis dato einen Hasen nur von der Speise-



Neujahrsbesuch des chinesischen Militärs beim Ortskommandanten.

kammer her kennt. Ich zeige ihm das Wild und reiche ihm die Flinte. Vorsichtig pirscht er sich auf etwa zehn Schritt heran, zielt lange und drückt endlich ab. Mit Siegermiene hebt er seine Jagdbeute in die Höhe. Es tat uns herzlich leid, konstatieren zu müssen, dass der Hase eines natürlichen Todes,

jedenfalls aber nicht durch die Hand unseres Freundes gestorben war. Er war nämlich steinhart gefroren.

Februar 1905.

Wir nähern uns dem Frühling, auch in unsere Armee kommt Leben. Auf dem rechten Flügel hat ein schwerer, leider vergeblicher Kampf stattgefunden. Bald muss es sich auf der ganzen Linie regen.

In Begleitung des Studenten Riesenkampff fuhr ich nach Mukden, um gewisse Vorbereitungen zu treffen. In erster Linie



Mörserbatterie auf dem Wege zur Position.

sollte ich feststellen, ob die mit immer grösserer Bestimmtheit auftretenden Gerüchte, wir ständen am Vorabend wichtiger kriegerischer Aktionen, eine einigermassen feste Basis besässen, sodann sollte ich einen geeigneten Punkt zur Eröffnung eines Verbandplatzes aussuchen. Dies war der am schwersten zu lösende Teil meiner Mission. Als ich im November die Position verliess, waren die Dörfer an der vorderen Linie bereits zum Teil zerstört. Wo jetzt ein schützendes Dach finden, das uns die Arbeit an unsern Verwundeten ermöglicht? Bei 30 Grad unter

Null im Freien zu operieren, überschreitet wahrlich menschliches Können.

Unsere Fahrt nach Mukden dauerte lange. Auf der Station Kuadschense wurden wir aufgehalten. In der Nacht vorher hatte ein kleines japanisches Streifkorps einen Ueberfall auf die Bahnlinie gemacht und die Eisenbahnbrücke zerstört. Fast den ganzen Tag sassen wir auf der Station. In der Nacht passierten wir die vom Feinde zerstörte Brücke. Es war heller



Wasserturm einer mandschurischen Eisenbahnstation.

Mondschein. Wir konnten deutlich sehen, dass auf zwei Stellen Defekte vorhanden waren, die in Eile repariert worden waren. Auf der weissen Schneedecke neben der Brücke lagen die Leichname zweier Japaner. Auch die weitere Fortbewegung war eine jammervolle. Am 1. Februar passierten wir Gundschulin. Dies ist die grösste Station auf der Strecke und die Hospitalzentrale. Neben den Prachtlazaretten der Evangelischen und Zoege-Manteuffelschen Kolonne befinden sich hier

noch sechzehn Lazarette, darunter das der Finnländischen Kolonne. Wir freuten uns darauf, die beiden erstgenannten besichtigen zu können. Glücklicherweise trafen wir Professor Zoege auf dem Bahnhof, der uns freundlichst zum Morgenkaffee einlud. Das alte Elend auf dieser jammervollsten aller Bahnen! Auf den grösseren Stationen wird einem kaum Zeit gelassen, ein Glas Tee hinunterzustürzen, auf der nächsten Haltestelle muss man den halben Tag liegen bleiben. So erging es uns in Guntschulin.



Vom Hospital zum Friedhof.

Kaum waren wir angekommen, so wurde auch schon das Signal zur Abfahrt gegeben. Die Hünengestalt Zoeges entschwand bald unsern Blicken.

Soviel mir möglich, besuchte ich auf dieser Fahrt die an der Strecke liegenden Hospitäler. Im allgemeinen waren sie ziemlich leer. Auch in unserm Hospital in Taolaidschao verliefen die letzten Wochen monoton. Fast täglich verringerte sich der Krankenbestand, da einzelne unserer Patienten durch den Tod, andere durch Genesung ausschieden und der Zugang an neuen

Fällen ganz gering war. Der Gesundheitszustand auf dem Kriegsschauplatz ist ideal zu nennen. Es herrschen überhaupt keine Epidemien. Aus dem Norden kommt freilich die Nachricht, dass in letzter Zeit in einzelnen Militärzügen Fälle von Flecktyphus aufgetreten seien. Hoffentlich liegt ein diagnostischer Irrtum vor. Ziemlich stark verbreitet ist ein akut einsetzender und schwer verlaufender Bronchialkatarrh — der stete Begleiter des mandschurischen Winters. Die einzige Krankheit, die viel Menschen-



Bei meiner Tätigkeit im Verbandzimmer.

opfer verlangt und dem Pflegepersonal unsägliche Mühe und Enttäuschung bringt, ist der Abdominaltyphus. Er tritt in ganz besonders schwerer Form auf, die man in Europa kaum zu beobachten Gelegenheit hat. Noch wochenlang, nachdem Patienten fieberfrei gewesen sind, gehen sie uns durch ganz unvermutete Zwischenfälle zu Grunde. So verloren wir einen Kranken, der sich in voller Rekonvaleszenz befand, ganz plötzlich unter den Zeichen akuter Herzschwäche, einen andern an Glottisödem.

Die Trauer bei solchen Todesfällen kann man sich kaum vorstellen. Meist sind es Patienten, die während einer Reihe von Wochen die ganze aufopfernde Liebe und Pflege des Wartepersonals in Anspruch genommen, deren Leben oft tagelang bloss an einem Faden zu hängen schien. Was wir Aerzte in der Heimat oft schmerzlich vermissen, was so unendlich wohltut — die vorurteilsfreie Dankbarkeit, die Erfüllung der idealen Forderung — hier wird es uns von unsern Patienten reichlich



Chinesischer Spion wird abgeführt.

geboten, nicht zum Schaden des Kranken! Unter den den Typhus komplizierenden Begleiterscheinungen will ich nur die häufigen Darmblutungen nennen, ferner Abszesse des knorpeligen Teiles der Rippen (auffallend häufig der siebenten und achten), ferner Schwellung und Vereiterung der Unterkieferdrüsen, Mittelohr- und Knochenhautentzündungen. Häufig sind Lungen- und Nierenentzündungen, erstere im Höhestadium der Krankheit, letztere nach Aufhören des Fiebers.

Der verunglückte Vorstoss Grippenbergs auf Sandepu füllte vorübergehend die Hospitäler. Auch uns brachte ein Sanitätszug fünfzehn Mann. Ein Bauchschuss wurde uns mit peri-

toxischen Erscheinungen eingeliefert. Zu unserer Freude besserte sich sein Zustand. Ein zweiter Patient hat Schüsse durch Lunge, Leber und Hand. Die Heilung verläuft ohne die geringste Temperatursteigerung. Wunderbar leicht verlaufen die Lungenschüsse. Wir gewöhnen uns immer mehr an den von unserer Schulweisheit abweichenden Gedanken, diese zu den leichteren Verwundungen zu rechnen. Hinten und vorn ein Pflasterchen auf die Wunde — nach diesem Rezept habe ich



Grossherzoglich hessische Kolonne.

in der Feuerlinie Lungenschüsse behandelt. Die klinische Beobachtung stützt das Prinzip. Wesentlich schwerer verlaufen Verletzungen, die durch Schrapnellkugeln und Granitsplitter gesetzt werden. Die stark zerrissenen Wunden geben immer eine schlechtere Prognose, zumal die eingedrungenen Kleiderfetzen eine Infektion hervorrufen. Ich operierte einen Soldaten, der vier Schrapnellkugeln in das rechte und eine in das linke Bein bekommen hatte. Es hatten sich überall Abszesse gebildet. Ein zweiter hatte den Schuss ins Kniegelenk erhalten. Nach Eröffnung des vereiterten Gelenkes extrahierte ich neben der Schrapnellkugel

eingedrungene Kleiderfetzen. Ein ähnliches Bild boten die andern Schrapnellverletzungen.

Unsere Fahrt bis Mukden dauerte rund hundert Stunden. Unser Zug beherbergte eine aus der Heimat hier anlangende Sanitätskolonne, mit deren Oberarzt, Dr. L. Oeser, wir uns bald anfreundeten. Ausgerüstet ist die Kolonne vom Grossherzog von Hessen-Darmstadt. Schöne Zelte, gute Instrumente und herrliche Krankenwagen lassen dem Unternehmen ein gedeihliches Arbeiten vorhersagen.



Gefangene Chunchusen werden gebracht.

In Mukden herrschte volle Kampfesstimmung, daher hiess es eilen. In einem mir von befreundeter Seite zur Verfügung gestellten Militärkarren fuhr ich erst in die mir bekannte Gegend unseres linken Flügels. Im Dorfe Sanlindse, etwa acht Werst von der Putilow-Höhe entfernt, hatte ich Gelegenheit, ein kleines Militärhospital zu besichtigen. Staunenswertes war hier mit geringen Mitteln geleistet worden. Ein Komplex von Fansen, der der allgemeinen Zerstörung entgangen war, ist in ein Lazarett von 250 Betten umgewandelt worden. Aus den sonst so unsauberen chinesischen Häusern sind mittels Matten, Tapeten und Kalkfarbe blitzblanke, kleine Hospitalräume entstanden. Die mit Papier verklebten Fenster lassen durch eine kleine Glasscheibe genügend Licht eindringen. Die Diele und Schlafstätten sind

mit neuen Matten belegt. In jedem Raume steht ein kleiner Ofen, der bei fortgesetztem Heizen eine recht angenehme Temperatur gibt. Ein freundliches Operationszimmer, eine peinlich ordentlich und sauber gehaltene Apotheke, in der selbst ein Apparat zum Herstellen von destilliertem Wasser nicht fehlt, vervollständigten den günstigen Eindruck. Ich war nicht überrascht, in eine Gesellschaft deutsch sprechender Kollegen zu treten, die mich und meinen mich begleitenden Studenten Riesenkampff aufs freundlichste bewirteten. Wie viel Deutsch man hier auf dem Kriegsschauplatz hört, kann man sich kaum vorstellen. Denn abgesehen davon, dass das Baltikum viele seiner Söhne hierher geschickt hat, redet uns der gebildete Russe mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit gern in unserer Muttersprache an; eine Charaktereigenschaft, die man wohl nicht oft bei andern Völkern finden dürfte.

Als wir am Abend von der Position zurückkehrten, fanden wir die ganze chinesische Bevölkerung in gehobenster Feststimmung. Es wurde der vorletzte Tag der Neujahrsfeier mit allen möglichen Umzügen und Gottesdiensten festlich begangen. Durch die mit zahllosen Papierlampen und -Fähnchen geschmückten Strassen strömte eine dichtgedrängte Volksmasse. Mädchen und Weiber trugen prunkvolle Kostüme. Mit grell geschminkten Wangen, rot angestrichenen Lippen und einem roten Fleck am Kinn, schwebten sie mit der den Chinesen eigenen Grazie dahin. Selbst der verwöhnteste Indogermane muss einzelne dieser zierlichen Frauengestalten reizend nennen. In vielen Häusern schallte Musik, wenn man den ohrenbetäubenden Rumor, der durch Trommeln, Pauken und das Gequietsch verschiedener primitiver Saiteninstrumente und Flöten hervorgebracht wird, so bezeichnen will. Interessant ist der Gottesdienst im grossen Buddhatempel. Er besteht aus verschiedenen Akten. Einen Teil bildet z. B. ein Umzug und Tanz phantastisch gekleideter Masken, die kolossale, unheimliche Tierköpfe tragen. Auf offenem Platz führen sie ein Ballett auf, das durchaus harmonisch wirkt. Der Andrang des Publikums war natürlich ein grosser.

Am nächsten Tage frühmorgens machte ich mich auf, um unsern rechten Flügel zu besichtigen. Die Befestigungslinie hat sich im Laufe der Zeit kolossal ausgedehnt und mag im Augenblick wohl eine Länge von 100 Werst erreichen. Zum ersten Male hatte ich die Möglichkeit, das Terrain westlich der Bahn-

Neujahr in Mukden.







1. Eingang zum Tempel. 2. Gottesdienst im Tempel. 3. Festlich geschmücktes Stadttor.

linie, auf dem sich ein Teil des zu erwartenden Kampfes abspielen soll, kennen zu lernen. Die Schlachten, deren Augenzeuge ich bisher gewesen, wurden stets auf bergigem Gelände geschlagen. Bei Wafangou und Daschitsjao kämpften wir zwischen starren Felsmassen, bei Liaojang und Haitschön zwischen Felsen und Hügeln, am Scha-hoë zwischen bewaldeten Hügeln und weiten Tälern. Hier dehnt sich eine vollkommen glatte Fläche aus, in der einzelne Baumgruppen die Chinesendörfer markieren. Durch die Ebene fliesst der breite, augenblicklich fast wasserleere Hun-hoë, dessen sandigen Ufern wir den unsagbar lästigen Staub verdanken. Natürlich muss hier die Kampfmethode eine andere sein, als früher. Ob dieses Gelände für uns günstig ist, wage ich nicht zu entscheiden. Eins steht fest: Ein Rückzug muss hier bedeutend grössere Menschenopfer fordern, als in den gute

19*

Deckung gewährenden Bergen. Der Samariterdienst wird sich auch bedeutend gefährlicher gestalten und mehr Mut erheischen.

Hierher zweigt von der Hauptbahnlinie eine Zweigbahn ab, welche ihren Endpunkt im Dorfe Ta-wan-jan-pu hat. Schon aus der Ferne sahen wir inmitten gewöhnlicher Zelte eine Anzahl von gelben Zelten, in denen wir den Verbandplatz der Grossherzoglich Hessischen Kolonne erkannten. Dr. Oeser hatte seine grossen Zelte bereits aufgestellt und war eben dabei, Oefen zu



Aufgestellte Krankenbahren und Kirgisenjurten in Mukden.

setzen. Es sind an diesem Punkt mehrere Hospitäler entstanden, erstens, weil hier viel Arbeit erwartet wird, und zweitens, weil der Ort grosse Bequemlichkeiten bietet. Leider sind sämtliche Fansen des Dorfes besetzt. Alle Lazarette sind in Zelten untergebracht. Das Aufstellen bereitet einige Schwierigkeiten, sind sie aber fertig, so bieten sie eine gute Unterkunft für die Verwundeten. Bei der herrschenden, intensiven Kälte ist es nicht ganz leicht, eine höhere, angenehme Temperatur im Innern der Zelte zu erhalten. Doppelte Tuch- oder Filzwände bewähren sich gut. Freilich können sich nur reiche Kolonnen diesen Luxus

erlauben, da die noch vorhandenen Vorräte an Rohmaterial zur Neige gehen und die Preise stark steigen. Je nach den Mitteln sind solche Hospitäler verschieden eingerichtet. Zum Teil sind Betten aufgestellt, was mir aber nicht rationell erscheint. Sie nehmen viel Platz fort. Einfacher ist das Aufschütten einer hohen Gaoljanlage, die mit Matten bedeckt wird. Diesen Modus haben die Militärhospitäler gewählt. Er findet immer mehr Freunde und Nachahmer.



Grosses Zentraldepot des »Roten Kreuzes« in Mukden.

Das Dorf Ta-wan-jan-pu liegt an der Eisenbahn. Dicht vor den in langer Reihe aufgestellten Lazarettzelten verläuft die Bahnlinie, so dass die Verwundeten direkt aus dem Zelte in den Sanitätszug getragen werden können. An der Rückseite der Zelte läuft eine schmalspurige Pferdebahn, welche parallel zu unsern Positionen gezogen ist. Sie hat den Zweck, die Verwundeten sofort auf die Verbandplätze zu führen. Der zweiten Armee, welche unsern rechten Flügel bildet, stehen 150 Pferdebahnwagen zur Verfügung. Ein Wagen fasst vier liegende oder acht bis zehn sitzende Verwundete. Von dieser Ringbahn zweigen strahlen-

förmig Nebengleise ab. Auch die entlegensten Punkte unserer Stellung sollen Anschluss an den Ring und damit an die Magistrale finden. Wenn der ganze Mechanismus gut arbeitet, dürfte sich der Verwundetentransport ideal gestalten.

Mir wurde vom Etappenkommandanten ein Platz neben der hessischen Kolonne angewiesen. Abends kehrte ich nach Mukden zurück. Der Wind hatte sich gelegt. Der Vollmond beleuchtete taghell die in tiefster Ruhe liegende Landschaft. Es



Kleine Grenzreiterstation auf der Strecke.

ist sündhaft, in solchen Momenten schönsten Friedens an das Vernichtungswerk des Krieges zu denken.

Ich benutzte am nächsten Tage den ersten in den Norden fahrender Zug und fuhr nach Taolaidschao. Riesenkampff liess ich in Mukden, um Vorbereitungen für unser geplantes Unternehmen zu treffen. In Taolaidschao traf ich am 11. Februar ein. Ich fand alles in grösster Aufregung. Japanische Streifkorps hatten sich in der Nähe gezeigt, es wurde ein Ueberfall auf die grosse Sungaribrücke erwartet. Wir hatten viel Militär und zwei Batterien bekommen. Das sonst so friedliche Taolaidschao hatte ein kriegerisches Gewand angezogen. Die örtliche

Garnison, die die Station zu bewachen hatte, war in Erregung. Die männliche Zivilbevölkerung, bestehend aus einigen jungen Eisenbahnbeamten und neurasthenischen Junggesellen, wurde bewaffnet, um im Notfalle bei der Verteidigung des Ortes mitzuhelfen. Aus dem Süden wurden Kosaken geschickt. Ein bewegtes, abwechslungsreiches Bild, wenn diese kamen und nach kurzer Rast weiter marschierten.

Im Hospital gab es natürlich vermehrte Arbeit. Die einzelnen Truppenkörper brachten stets Kranke mit sich, die schnell unsere fast leeren Baracken füllten. Auch die Ambulanz erfreute sich eines regen Zuspruches. Namentlich waren die aus den Mischtschenkoschen Regimentern ankommenden Kosaken total abgerissen. Wäsche hatte natürlich keiner am Leibe. Die Filzstiefel und Pelze waren ganz zerfetzt. Auch die Herren Offiziere waren nicht viel besser daran. Alle diese wollten von uns gekleidet und gespeist sein. Die Arbeit in der Wäschekammer und in den Speichern nahm kein Ende. Hunderte von Filzstiefeln und Pelzen, eine Menge von Wäsche, Tabak, Zucker und andern Dingen wurden verteilt. Kein Bittsteller ging unausgerüstet von unserer Tür.

In diese Zeit des Trubels fiel die Ausrüstung der fliegenden Kolonne. Als Begleiterinnen erhielt ich Schwester Alli Jakobson und Schwester Meltzer — beide tüchtige Arbeiterinnen. Sodann gehörten zum Bestande der Kolonne, ausser stud. Riesenkampff, fünf Sanitäre und zwei chinesische Köche. Endlich waren wir mit allem fertig. Wir hatten die Erlaubnis ausgewirkt, unsere beiden gefüllten Bagagewagen einem beliebigen Sanitätszuge anhängen zu dürfen. Da diese aber stets im vollen Bestande fuhren, so wurden unsere Aussichten immer geringer. Schliesslich nahm uns ein in der Nacht durchfahrender Militärzug auf.

Am 17. Februar sassen wir endlich in einem Waggon dritter Klasse und dampften zufrieden in den Süden. Unser Zug fuhr mit einer für hiesige Verhältnisse unerhörten Geschwindigkeit. Bereits am zweiten Tage näherten wir uns Tjelin.

Die Witterung ist in letzter Zeit milder geworden, man ahnt bereits den Frühling. Die Tage sind herrlich warm, nur die Nächte noch kalt. Die Lerchen beginnen bereits zu trillern. Uebrigens ist die Lerche den ganzen Winter zu sehen, nur gibt sie keinen Laut von sich. Auch Bekassinen habe ich in vereinzelten Exemplaren den ganzen Winter beobachten können.

Auf der Fahrt forderten wir die den Zug begleitenden zwei Offiziere auf, mit uns zu Abend zu essen. Wir lernten in ihnen interessante Leute kennen. Beide sind feingebildete Männer mit guten Umgangsformen, der eine von ihnen Rechtsanwalt und aus der Reserve einberufen. Beide ziehen mit trüben Gefühlen in den Krieg und ergeben sich aus Kummer dem Trunk. Speziell der Reservist ist ein Mann, der mein Interesse lebhaft in Anspruch nahm. Man könnte ihn beneiden, wenn man ihn nicht bemitleiden müsste. Schön, geistvoll, talentreich, aber absolut zerfahren. Bis ein Uhr nachts unterhielt er uns durch seinen Gesang und seine tiefempfundenen, herrlich vorgetragenen Deklamationen. »Ich habe meinen Beruf verfehlt, daher arbeite ich nicht. In meinem Elternhause werden elf Instrumente gespielt, ich kann kein einziges spielen. Auf allen Gebieten bin ich Stümper. Als letztes erwartet mich die sicher treffende feindliche Kugel. Also her mit der Branntweinflasche!« Leute, die so reflektieren, werden auch durch die harte Schule des Krieges nicht gestählt.

Wir nähern uns Tjelin. Links erscheinen die spitzen, zerrissenen Berge, immer näher an den Bahndamm herantretend. Ihr Anblick erweckt die Erinnerung an den Sommer, an unsern Vormarsch durch die herrlichen Felspartien der südlichen Mandschurei, an unsern mühevollen und blutigen Rückzug. Was wird der nächste Sommer bringen? Mögen es Siege oder neue Niederlagen sein, wenn sie nur den heiss ersehnten Frieden herbeiführen. Jedenfalls wird die glühende mandschurische Sonne noch auf viel menschliches Elend herabstrahlen, noch viele Blutströme trocknen, bevor der Friedensengel mit sachten Schwingen durch die Welt zieht. —

Soweit reichen die Nachrichten, welche ich während der Zeit des Feldzuges auf brieflichem Wege in die Heimat gelangen liess. Auszüge davon habe ich im bisher Beschriebenen geliefert. Der nun folgende Teil meines Buches behandelt die Mukdener Schlachttage und meine Gefangenschaft, der Schluss meine Rückkehr in die russische Armee. Als letztes Lebenszeichen konnte ich den Meinigen ein Briefchen zuschicken, welches ein den Rückzug mitmachender Kollege zu befördern übernahm. Den Inhalt gebe ich hiermit wieder:

Mukden, 24. Februar 1905.

In grösster Eile die letzten Zeilen, vielleicht für Wochen. Die mörderische Schlacht neigt sich ihrem Ende zu, bald sind

wir abgeschnitten. Unsere Heere versuchen den Rückzug, die Verwundeten müssen sie zurücklassen. Müde sind wir von der grossen Arbeit. Unsere Kolonne hat beschlossen, am Platz auszuharren. Der Feind achtet das »Rote Kreuz«. Die einzige Gefahr bilden die Chinesen. Das Blutbad der letzten zwölf Tage war grausig. Ein solches Ringen hat die Welt noch nicht erlebt. Der Heimat die letzten Grüsse!

Während der Mukdener Schlacht.

Unserer Weiterbeförderung stellten sich unerwartete Hindernisse in den Weg. In Tjelin empfing uns der Kommandant mit dem kurzen Befehl, unsere beiden Bagagewagen sofort auszuladen, oder sie in den Norden zurückzuschicken. Die Schlacht hatte bereits begonnen, nach Mukden sollte Privat- oder Hospitalgut nicht mehr gelassen werden. Aus allem, was man hörte, war die Lage für uns keine günstige. Nicht wir, sondern der Feind hatte angegriffen und uns von einzelnen Stellungen verdrängt.

Ich befand mich in einer kritischen Situation. Was sollte ich hier auf öder Fläche mit dem mir anvertrauten fremden Eigentum und dem Personal anfangen? Ich begann Verhandlungen mit dem Kommandanten und andern Persönlichkeiten, von denen ich mir etwas versprechen konnte, doch vergeblich. Wirksam unterstützte mich dabei meine energische und sprachenkundige Schwester Meltzer. Ist es doch Erfahrungssache, dass man auf dem Kriegsschauplatz durch die Vermittelung von Schwestern häufig mehr erlangt, als durch die Protektion hochgestellter Persönlichkeiten. Das einzige, was wir erreichten, war die Erlaubnis, unsere beiden gefüllten Wagen auf einen Nebenstrang führen zu dürfen, wo sie bis zur weiteren Entscheidung bleiben durften. Bei den vielfachen vergeblichen Laufereien war die Nacht hereingebrochen und wir richteten uns ein Lager in einem leerstehenden Güterwagen her. Der kleine Ofen wurde geheizt, die Schlafsäcke ausgebreitet, und bald umfing uns der Schlaf.

Da wir auch am nächsten Morgen nichts ausrichten konnten, holten wir kurz entschlossen eine Kiste Verbandmaterial und die Operationsbestecke heraus, stiegen in den leeren Wagen eines

zur Abfahrt bereitstehenden Güterzuges, verriegelten die Tür von innen und verliessen Tjelin. Bloss einen Sanitär, auf dessen Treue wir uns felsenfest verlassen konnten, nahmen wir zu unserer persönlichen Bedienung mit. Die übrigen sollten bei den Sachen bleiben. Dieses geschah am Vormittag des 19. Februar. Am Abend hofften wir in Mukden einzutreffen, da die Strecke Tjelin-Mukden bloss 60 Werst beträgt. Doch der Tag verging und unsere Geduld wurde weiter auf die Probe gestellt. In einem kleinen, äusserst sauberen Restaurant auf der Station Hu-sche-tai



Neue Krankenwagen kommen aus Russland an.

speisten wir zu Abend. Ein mir von früher bekannter junger Grenzreiteroffizier zog mich in einen stillen Winkel und teilte mir mit, dass seinen älteren Bruder vor zwei Wochen auf einem Rekognoszierungsritt der Tod ereilt habe. Zugleich bat er mich, seiner alten Mutter Grüsse zu bestellen, falls er nicht wiederkehren sollte. — Ich sah ihn nie mehr.

Es war dunkle Nacht, als wir weiterfuhren. Fernem Gewitter vergleichbar, tönte aus dem Süden dumpfer Donner zu uns herüber. Wir legten uns hin und schliefen bald ein. Am Morgen, um 5 Uhr, wurden wir geweckt, das Endziel war er-

reicht. Ein Offizier der Evakuationskommission forderte uns mit höflicher Ironie auf, eine andere Wohnung zu suchen. Unser weniges Gepäck brachten wir zum Sammelpunkt des Roten Kreuzes (genannt das Livländische Hospital), stellten es auf den Korridor und gingen selbst auf den Bahnhof, um ein Glas Tee zu trinken. Es gibt kaum etwas Oederes, als solch ein Bahnhofsrestaurant, nachts, während einer Schlacht. Die trübbrennenden, räuchernden Lampen beleuchten spärlich eine auf Tischen und Bänken umherliegende oder auf wackligen Stühlen vor sich hinbrütende Gesellschaft. Aus den Ecken und unter den Tischen hervor hört man das Schnarchen und Stöhnen Schlafender. An den auf schmutzigen Halbpelzen befindlichen Epauletten erkennt man in diesen Schläfern zum grössten Teil Offiziere. Sie alle sind froh, nach den gewaltigen Anstrengungen und Aufregungen der Schlacht ein warmes, geschütztes Plätzchen gefunden zu haben, wo sie die übermüdeten und erfrorenen Glieder einige Stunden ausruhen können. Ein ähnliches Bild habe ich bei unserm Rückzug aus Liaojang gesehen, nur war es damals warm, jetzt ist es bitterkalt.

Mit vieler Mühe fanden wir ein Plätzchen und bekamen ein Glas Tee, so dass wir uns recht wohl zu fühlen begannen. Nur der Gedanke, nichts Bestimmtes zu wissen und keinen festen Arbeitsplan zu haben, beunruhigte uns stark. Wie wir erfuhren, war unser rechter Flügel bereits zurückgeschlagen und das Dorf Ta-wan-gan-pu, in dem wir unsern Verbandsplatz eröffnen wollten, vom Feinde genommen. Ich dachte daran, unsere Kräfte im Notfalle einem Hospital zur Verfügung zu stellen, wobei ich das Grossherzoglich Hessische Feldlazarett im Auge hatte, welches bei ungemein guter Ausstattung und reichen Hilfsmitteln, meiner Ansicht nach ein zu kleines ärztliches Personal besass, um wirklich arbeiten zu können. Während ich meinen Plan entwickle, tritt auf uns eine verstört aussehende Gestalt zu, es war der Kollege Oeser, Führer der eben besprochenen Kolonne. Auf seinem Gesicht war nichts Gutes zu lesen. Kaum hatte er sein Hospital eröffnet, so begann der Kampf, und da er für uns von vornherein einen ungünstigen Verlauf nahm, traf bald darauf der Befehl ein, sämtliche Hospitäler, welche sich im Dorfe Ta-wan-gan-pu etabliert hatten, unverzüglich abzubrechen. In grösster Eile wurde gepackt und abgefahren, leider mit Hinterlassung vieler wertvoller Gegenstände, wie Zelte und dergleichen Dinge mehr. Bloss

ein Hospital, die Witebsker Kolonne des Roten Kreuzes, kümmerte sich um den Befehl nicht und blieb ruhig an Ort und Stelle, in der richtigen Einsicht, dass es unsere Aufgabe sei, dort zu bleiben, wo es Verwundete gibt, aber nicht im entscheidenden Moment diese im Stich zu lassen. Die Kolonne arbeitete bis zum Abend des nächsten Tages und brachte grossen Nutzen. Erst als die Heere sich zurückzogen, brach auch sie auf, nahm die Verwundeten mit und kam in bester Ordnung in Mukden an. Während wir uns unterhielten, war es Tag geworden und die



Die Grossherzogl. Hessische Kolonne nach dem Rückzug von Ta-wan-gan-pu.

Kanonen erhoben ihre Stimme. Rundum dröhnte und brauste es, Eines fiel mir unangenehm auf: westlich von Mukden wurde geschossen, wir sahen deutlich das Aufblitzen der Schüsse und darüber das Platzen feindlicher Schrapnells. Das konnte nichts Gutes bedeuten; kannte ich doch unsere Position zu genau, um nicht zu wissen, dass sich dort bloss leichte Verschanzungen befanden, die für den Rückzug angelegt worden waren. Da unsere starken Positionen bedeutend südlicher lagen, so war es klar, dass unser rechter Flügel vollständig zurückgeschlagen oder von seiten des Feindes in grossem Bogen umgangen worden sei. Später erwies es sich, dass beides der Fall gewesen. Unser rechter

Flügel war durch Nogi zurückgeworfen worden, der darauf in Gewaltmärschen über Sinminting eine Umgehung ausgeführt hatte und uns in die Flanke gefallen war, mit der Absicht, uns von der Bahnlinie abzuschneiden.

Um mir einigen Rat zu holen, ging ich ins Livländische Hospital, wo ich bekannte Kollegen — v. Oettingen und Krüger — hatte. Dieser Punkt verdankt seinen Namen der Livländischen Kolonne, welche an der Wladiwostoker Strecke, in Echo, ihr Hospital eingerichtet hatte und während der stillen Zeit vor Weih-



Mörserbatterien werden in die Schlacht geführt.

nachten den Beschluss fasste, nahe an der Kampflinie, in Mukden, ein Feldlazarett zu gründen. Zu diesem Zweck fuhren der Führer der Kolonne, Fürst Lieven, und v. Oettingen hinüber, um sofort ans Werk zu gehen. In Mukden hatte gerade das Rote Kreuz eine mächtige Erdhütte errichtet, die es bereitwilligst Oettingen zur Verfügung stellte, mit der Abmachung, die Aufsicht über die weitere Ausstattung und Einrichtung zu übernehmen und dann dort zu arbeiten. Von der Livländischen Kolonne wurde eine Döckersche Baracke als Operationsraum mit voller Einrichtung, Instrumenten [illegible] Verbandmaterial geliefert. Oettingen erhielt vom Roten [illegible] Kollegen Krüger als Gehilfen zukomman-







1. u. 2. Verwundeten-Transport vom Schlachtfelde.
3. 4. 5. Vor unserm Verbandplatz.

diert. Im Dezember war alles fertig, ein schönes, wenn auch originelles Krankenhaus. Die grosse Erdhütte fasste 400 Kranke, die Offiziersbaracke etwa 50. Was hat diese Einrichtung im Laufe dreier Monate geleistet, welchen enormen Nutzen hat sie gebracht! Es mag nur wenige Hospitäler auf dem grossen Kriegsschauplatz geben, die in so kurzer Zeit eine solche Arbeitsmasse bewältigt haben, wie dieses so unscheinbar aussehende Hospital aus Erdhütten. Als die Installation vollendet war und die Arbeit beginnen konnte, traten zwischen Oettingen und der Livländischen Kolonne Zerwürfnisse ein, die ihn zwangen, seinen Austritt anzuzeigen und zum Roten Kreuz überzugehen. So blieb denn von der Livländischen Kolonne neben der Döckerschen Baracke mit ihrer Einrichtung nichts übrig als der Name, welcher neben der offiziellen Bezeichnung „Сборный пунктъ Краснаго

[illegible] (Zentralstelle des Roten Kreuzes) sich [illegible]. Das ärztliche Personal, welches hier arbeitete, verdient volle Anerkennung und grossen Dank. Doktor Brodowitsch als Oberarzt war ein vorzüglicher Leiter, Krüger und Oettingen tüchtige und aufopfernde Arbeiter.

Ich wandte mich in meiner Ratlosigkeit an diese Kollegen und fand ein freundliches Entgegenkommen. Sie offerierten mir ein neben der Baracke leerstehendes Zelt, welches durch eine Tür mit dem zur grossen Erdhütte führenden Korridor verbunden



Verwundete warten auf Behandlung.

war. Da sich in diesem Zelt ein Ofen befand, liess es sich recht gut zum Operationsraum einrichten. Dankbar nahm ich das Anerbieten an. Riesenkampff musste sofort zur Stadt fahren, um die nötigen Einkäufe, wie Tische, Sessel, Eimer, Lampen, Schüsseln usw., zu machen, während meine beiden Schwestern und der Sanitär an die Einrichtung gingen. Bei so tüchtigen Arbeitskräften musste es werden, und noch am selben Abend konnten wir mit einem Gefühl der Befriedigung auf das entstandene Werk sehen. Die Diele war mit neuen Matten bedeckt, der Operationstisch und die übrigen Tische mit weissem Gummistoff überzogen. Eine gute Wascheinrichtung, ein kochender

Sterilisator, das in höchster Ordnung placierte Verbandmaterial, die verschiedenen Schalen mit Instrumenten, alles zusammen machte einen durchaus guten Eindruck. Dazu die blendend hell brennende grosse Hängelampe und der eine gemütliche Wärme ausstrahlende Ofen, ja was wollten wir mehr! Hier liess es sich arbeiten, und die Zeit bewies es, dass hier viel gearbeitet wurde.

Es war am 20. Februar, 7 Uhr abends, als wir unsere ersten Verwundeten aufnahmen. Ein Mangel an Material konnte sich nicht einstellen, das Oeffnen der Tür genügte, um immer neues zu bekommen. Standen doch draussen in unendlichen Reihen die Krankenwagen, welche die stöhnenden Opfer vom nahen Schlachtfelde brachten, kamen doch von allen Seiten über die Fläche die Verwundeten, denen nicht gerade die Beine zertrümmert waren, herangewankt, um die Plätze aufzusuchen, auf denen ihnen Hilfe wurde und wo sie sich in Sicherheit fühlten. Die Zahl der Opfer war gross, hatte doch das grobe Geschütz und das Kleingewehr rastlos den ganzen Tag gearbeitet.

Die nun folgenden Tage waren angefüllt von angestrengtester Arbeit; die körperliche Müdigkeit wurde durch das harte Muss und die Energie überwunden.

Die Eindrücke dieser Tage verwischen sich, auch habe ich keine Zeit gehabt, mein Tagebuch zu führen, nur kurze Notizen finde ich da, welche ich wiedergebe, um Erläuterungen daran zu knüpfen.

20. Februar.

Ich erhielt ein leerstehendes Zelt, welches bis zum Abend zum Operationsraum eingerichtet war. Um 7 Uhr empfingen wir unsern ersten Patienten. Wir arbeiteten bis Mitternacht.

21. Februar.

Entsetzliche Kanonade ringsum, Verwundete in Menge. Der Feind rückt nach Norden vor, wie aus dem Kanonendonner zu schliessen ist. Er will uns von der Bahnlinie abschneiden. Wir arbeiteten von 10 Uhr vormittags bis $5^1/_2$ Uhr morgens.

22. Februar.

Der Kampf tobt mit furchtbarer Heftigkeit. In der Nacht zerstörten die Japaner einen Teil der Bahnlinie zwischen Mukden und Huschetai, doch wurden sie zurückgeschlagen und die Strecke repariert. In dieser Nacht wurde die Putilow-Höhe, unsere glänzendste Position, aufgegeben, und alle Armeen zogen sich auf

den Hun-hoë zurück. Wir arbeiteten bis sechs Uhr morgens. Keine Unterkunft für die armen Verwundeten. Die Kälte in der Nacht ist gross. Die Verwundeten erfrieren auf den Tragbahren. Entsetzliches menschliches Elend!

23. Februar.

Schwere Arbeit. Unausgesetzter Kampf. Alles spricht vom Rückzug und vom Abgeschnittenwerden. Arbeiteten bis Mitternacht.

24. Februar.

Heute tobt der Teifun, es ist alles gegen uns! Habe manchen Sandsturm in der Mandschurei erlebt, einen ähnlichen noch nie.



Regimentskameraden suchen im Leichenzelt ihre Freunde.

Die Luft ist braun, auf einige Schritte ist nichts zu sehen, das Atmen kaum möglich. Wir räumen Mukden und hinterlassen einen Teil der Verwundeten dem Feinde. Wir haben beschlossen, dazubleiben.

Das ist alles, was ich in meinem Tagebuch gefunden. — Ja, es war eine Zeit voller Arbeit, zur Ruhe kamen wir erst am 26. Februar, nachdem wir die aufregende Zeit der Ungewissheit, welche zwischen dem Rückzuge der Unserigen und der Ankunft der Japaner verstrichen, glücklich überstanden. Aus den durch die Zeitungen publizierten Listen der aus Mukden evakuierten Verwundeten kann man sich ein Bild der dort zu

leistenden Arbeit machen. Während der Schlacht gab es tagsüber am wenigsten zu tun, schwerer wurde es mit eintretender Dunkelheit. Erklären lässt sich dies aus dem auf offener Ebene geführten Kampf. Das Schiessen war so intensiv, dass es einfach unmöglich war, am Tage die Verwundeten aus der Kampflinie zu entfernen, ein jeder Versuch scheiterte, da das entsandte Sanitätspersonal häufig nicht wiederkehrte und nur die Zahl der dort liegenden Opfer vermehren half. Mit Eintritt der Dunkelheit wurde das Feuer schwächer, speziell die Artillerie hörte auf zu schiessen. Die Krankenwagen, welche am Tage nur in kleinen Kolonnen eintrafen, bildeten bei Eintritt der Nacht eine geschlossene Reihe, die kein Ende nahm und uns das Material bis Beginn der Morgendämmerung in Mengen brachte, die kaum zu bewältigen waren.

Ein Umstand drückte unsere Arbeitsfreudigkeit herab: der furchtbare Raummangel. Was half das Verbinden und Operieren, wenn keine Unterkunft vorhanden war und die armen, durch den Blutverlust geschwächten Opfer draussen auf dem Hof oder dem Korridor erfrieren mussten. Alle Baracken und aufgeschlagenen Zelte waren voll zum Ersticken, das Durchschreiten dieser Räume war bloss ein Balanzieren über Verwundete, Sterbende und Tote. Natürlich musste sortiert werden, was dem Tode so wie so verfallen war, wurde, nach Anlegen eines Notverbandes, hinausgetragen. Wozu sollten diese dem Untergange Geweihten, andern, die noch hoffen konnten, einen Platz fortnehmen? Leider war es während der Schlachttage kalt, es wehte ein heftiger Nordwind und die Temperatur betrug nachts 10—15 Grad unter Null. Der Platz vor unserer Baracke und rundum wurde mit jedem Tage unordentlicher, in Friedenszeiten würde man sagen, unheimlicher. Die den Verwundeten abgenommenen Munitionsstücke, die hinausgeworfenen Kleiderfetzen und blutdurchtränkten Verbände bildeten bald ganze Berge. Die in den ersten Tagen in ein Zelt gestellten Leichen mussten bald, als dieses gefüllt war, auf offenem Hofe liegen bleiben und verliehen dem ganzen Bilde etwas unglaublich trost- und hoffnungsloses.

Unser Punkt hatte eine günstige Lage, sämtliche Krankentransporte mussten ihn passieren. Es befanden sich hier verschiedene Verbandplätze. In der in einem geräumigen Zelt untergebrachten Kirche arbeitete eine Anzahl Aerzte und Schwestern, bei uns wurde in zwei Räumen der Döckerschen Baracke und

20*

in meinem Zelt gleichzeitig operiert. Am nördlichen Ende der grossen Erdhütte war ein Verbandplatz des Sammelpunktes der Militärhospitäler. — An ein Schlafen während dieser Tage war eigentlich nicht zu denken, es war schwer, einen Platz zu finden, auch mangelte es an Zeit. Morgens, wenn eine Pause eintrat, gingen Riesenkampff und ich hinüber zu Glaeser, dessen kleine Erdhütte eine Art Asyl für baltische Obdachlose geworden war. Eng aneinandergedrängt lagen dort unsere beiden lutherischen Pastoren, einige Offiziere und ein Rigaer Kollege, welcher wäh-



Vor unserm Verbandplatz. Hinausgestellte Leichen.

rend der Schlacht sein Regiment verloren hatte. Nun kamen noch Riesenkampff und meine Wenigkeit hinzu. Und doch hatten wir es gut im Vergleich zu meinen beiden Schwestern, welche auf der Diele unseres Zeltes ihre Schlafsäcke ausbreiteten. Sobald der Ofen zu brennen aufhörte, war es auch mit der Wärme zu Ende. Der durch die leichten Zeltwände wehende Wind liess in kurzer Zeit sämtliche Flüssigkeiten gefrieren, die Glieder erstarrten. Wohl wenige unserer Frauen haben so viel Schweres durchgemacht, wie diese beiden Schwestern während der Mukdener Tage. Sogar von der kalten Diele wurden sie durch die



Inneres der Erdhütte des Leutnant Glaeser. Am Tische: Glaeser und Riesenkampff.

Verwundeten verdrängt, welche als letzte verbunden waren und den ganzen Raum ausfüllten. Wir hatten nicht das Herz, sie hinauszustellen. Sie wären draussen sicher erfroren. Auch auf dem Operationstisch blieb gewöhnlich jemand liegen. Einmal ein junger, prächtig gewachsener Mensch, dem ich in früher Morgenstunde einen Oberarm amputierte. Er brauchte bloss einige Tropfen Chloroform, um in einen tiefen Schlaf zu verfallen, aus dem er erst um die Mittagszeit des nächsten Tages



Kirche in einem Zelt. Während der Schlacht Verbandplatz.

erwachte. Die körperliche Erschlaffung war eine derartige, dass der natürliche Schlaf sich direkt an den künstlich erzeugten anschloss.

Ueberhaupt war die Uebermüdung der Truppen eine furchtbare. Trotz der bitteren Kälte schliefen die Verwundeten während des Transportes zu den Verbandplätzen ein und merkten es nicht, wie ihnen die Gliedmassen abfroren. Etwas ähnliches an schmutzigen Menschen habe ich früher nie gesehen. Es übertraf alles bisher beobachtete, auch während der schweren Schlachttage bei Liaojang und am Scha-hoë. Die Gesichter der Offiziere




ie tief an den Wirbeln sitzende Kugel heraus und entfernte gleich mit ihr einen Tampon, aus Haaren und Watte bestehend, er die Länge von etwa sechs Zoll, entsprechend dem Schusskanal, hatte. Dringen nun solche Kugeln in die Körperhöhlen, wo sie sonst nur geringe Erscheinungen verursachten, so sind sie gleichbedeutend mit dem Tod.

Am Morgen des 24. Februar kam der Hauptbevollmächtigte des Roten Kreuzes, A. J. Gutschkow, zu mir und teilte mir mit, dass der Befehl zum allgemeinen Rückzug ergangen sei. Da man alle Verwundeten nicht mehr evakuieren könne, sei es wünschenswert, dass ein Teil des Sanitätspersonals zurückbleibe, um die Kranken zu behandeln und sie bei eventuellen Gefahren zu schützen. Er fragte mich, ob ich gewillt sei, zu bleiben. Ich erwiderte, dass ich und meine kleine Kolonne unsere Verwundeten nicht verlassen würden. Ein warmer Händedruck war die Entgegnung auf diese meine Erklärung. Der Oberarzt des livländischen Hospitals, Dr. Brodowitsch, ebenso die Kollegen Krüger und Zumpft hatten bereits dasselbe erklärt. Oettingen wollte anfangs bleiben, doch änderte er seinen Entschluss und verliess am Abend Mukden.

Es herrschte an diesem Tage eine trübe Stimmung, wie sollte es auch anders sein. Nach einem fast übermenschlichen vierzehntägigen Ringen wieder eine verlorene Schlacht, wieder ein allgemeiner Rückzug. Wir speziell hatten das dumpfe Gefühl einer vollständig ungewissen Zukunft. Dazu tobte an diesem unglückseligen Tag ein Sandsturm, wie ich ähnliches noch nie erlebt. Der gefürchtete Teifun brachte uns den Sand der Wüste Gobi und überschüttete uns damit. Nichts ist zu sehen, als eine braungelbe Atmosphäre, die ausgestreckte Hand verschwindet, wie hinter schweren Nebelmassen, die Luft ist plötzlich ein kompakter Körper geworden und kann kaum eingeatmet werden. Arbeiten mussten wir, und doch war es kaum möglich; jedenfalls haben wir an diesem fürchterlichen Tage, an dem die Hölle auf Erden los zu sein schien, keine Operation ausführen können. Aus meinem leichten Zelt wurden die Scheiben herausgerissen, der Ofen brannte nicht, weil der Wind den Rauch und das Feuer direkt ins Zelt zurücktrieb, die Luft war dick und stauberfüllt. Trotz des furchtbaren Sturmes hörte man das Donnern der unermüdlich arbeitenden Kanonen und das unheimliche Sausen der schweren Geschosse. »Heute geht bestimmt die Welt unter,«

hörte man allgemein sagen. »Mag sie es,« lautet die auf allen Gesichtern geschriebene Antwort, »dann hat es endlich ein Ende mit all dem Greuel.«

Das Geschick der Schlacht entschied sich definitiv an diesem Tage. Von allen Positionen verdrängt, von allen Seiten eingeschlossen und in der grössten Gefahr, vollständig abgeschnitten zu werden, bot ein schleuniger Rückzug der bedrängten Armee die einzige Rettung. Wie dieser gewesen, ist der Welt schon längst bekannt, meine Feder sträubt sich, so unerquickliche und schreckliche Dinge zu beschreiben.

Der Abend kam, unser sonst so belebter und viel besuchter Punkt wurde immer stiller, wir merkten es deutlich, dass wir bald allein sein würden. Ein Zug nach dem andern wurde befördert, nach Mitternacht sollte der letzte Mukden verlassen, und damit war uns jede Möglichkeit, zu entrinnen, genommen. Von vielen Seiten wurden wir bestürmt, die Gelegenheit der Rettung nicht von der Hand zu weisen, doch konnten wir nicht gegen unser Gewissen handeln und unsere armen Kranken hilf- und schutzlos zurücklassen. Meine Schwestern, denen ich am Abend nochmals alle Gefahren vorhielt und freistellte, mich zu verlassen, erklärten fest, mit mir bleiben zu wollen. Bei Riesenkampff war dies selbstverständlich. Ein Sanitär, den ich aus Tjelin telegraphisch nach Mukden beordert hatte, empfahl sich, indem er erklärte, dass ihm sein Fell lieber wäre, als seine Ehre. Auch der zweite, auf den wir felsenfest gebaut, drückte sich; so wurde denn unsere Kolonne immer kleiner. Dieser selbe Sanitär kam nach einer Stunde zurück, warf sein Bündel wütend in die Ecke und erklärte, uns nicht verlassen zu können — es gehe ihm wider seine Ehre. Zugleich hatte er seine Stiefel verschenkt, damit er nicht in Versuchung käme, uns zu Fuss zu verlassen. Die Nacht brach herein, der Wind liess nach und auch das Schiessen hörte auf. Noch sollten einige Züge gehen — die letzten. Wir suchten unser Nachtlager auf, die Ermattung übermannte uns — was half auch jetzt das Wachen.

Um vier Uhr erwache ich und gehe hinaus. Eine unheimliche Stille ringsum, kein Wagengerassel, kein Pfiff einer Lokomotive [illegible] te vor die Baracke, ein schaurig schöner Anblick bie[illegible] Ich befinde mich in einem Flammenring. So [illegible] reicht — Flammen und Rauch. Es sind die [illegible] len Dörfer und die in der Nähe gelegenen Inten-

danturvorräte und -baulichkeiten. Dabei herrscht eine absolute Stille; die vielen Bahngleise, auf denen sonst Tausende von Wagen standen und hin- und hergeschoben wurden, leer; wohin das Auge blickt — Trümmer, Lumpen, Leichen. Während ich in stiller Betrachtung dastehe, nähert sich mir ein leuchtender Punkt über die Fläche. Gutschkow kommt, eine Laterne in der Hand. Mit sorgenvoller Stimme sagt er mir, dass ihm noch ein Zug versprochen sei, um die Verwundeten zu evakuieren, dann könnten auch wir noch fort. »Doch wissen Sie selbst, wieviel

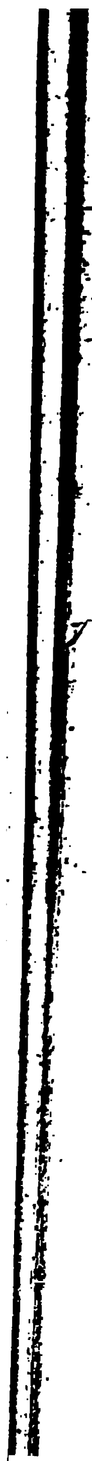


Brennende Intendanturvorräte beim Rückzuge.

auf Versprechungen zu geben ist,« setzte er hinzu. Er als Hauptbevollmächtigter des Roten Kreuzes fühlte die ganze Schwere der Verantwortung, welche er auf sich genommen, indem er uns aufgefordert hatte, in Mukden zu bleiben. Wie dankbar aber muss die Armee dem Schicksal sein, welches gerade in diesem entscheidenden Augenblick, wo es sich um die Rettung so vieler Verwundeter handelte, einen so hochdenkenden Mann an die Spitze des Roten Kreuzes gestellt hatte. Gutschkow war derjenige, zu dem der ganze medizinische Körper des Roten Kreuzes



Das brennende Mukden, vom Dach unserer Erdhütte aus gesehen.



Plötzlich hörten wir in unserer Nähe erneutes heftiges Infanteriefeuer, welches etwa zehn Minuten anhielt. An der Stadtmauer wurde gekämpft. Unser erster Gedanke war der, dass die Mukdener Bevölkerung am Kampfe teilgenommen und unsere Nachzügler überfallen habe. Zu unserm Glück verhielt es sich anders. Ein in der Stadt zurückgebliebenes Regiment hatte den Befehl zum Rückzuge zu spät erhalten und geriet unter ein furchtbares Kreuzfeuer der vor den Toren bereits wartenden Japaner. Am Abend wurden vierhundert Verwundete dieses Regimentes in die Hospitäler gebracht.



Das in Mukden zurückgebliebene Personal der holländischen Kolonne auf dem Dache der Erdhütte. Schwester Jakobson. Student Riesenkampff. Schwester Meltzer. Der Verfasser.

An ein richtiges Arbeiten war an diesem Tage nicht zu denken, es fehlte die rechte Lust. Ueber die zertretenen, mit Lumpen bedeckten Felder sah man von allen Seiten scheue Gestalten heranschleichen, welche, gleich den halbwilden chinesischen Hunden, erst ängstlich, in grösserer Entfernung, unter den herumliegenden Sachen zu wühlen begannen doch allmählich kühner werdend je grösser ihre Anzahl wurde, näher und näher heranrückten.

Auch begannen die fortgeworfenen Gewehre ihr Interesse zu erwecken. Erst wurden sie scheu, als etwas Strengverbotenes

angefasst, doch bald hörte man in die Luft abgehende Schüsse. Ueber die Gefahr, die uns aus diesem blutgierigen Gesindel erwuchs, war sich ein jeder klar, doch wurde nichts darüber gesprochen. Bezeichnend war es bloss, dass die zurückgebliebenen, sonst so friedliebenden Schwestern, unbemerkt Waffen in ihr Schlafzimmer brachten und unter die Kopfkissen steckten. Leichter ist der Tod von eigener Hand, als unter den Martern der durch ihre Grausamkeit bekannten Chinesen. Ein Wunsch beseelte alle, möge der Feind, auf den wir, wie auf einen Erretter warteten, nur bald erscheinen.

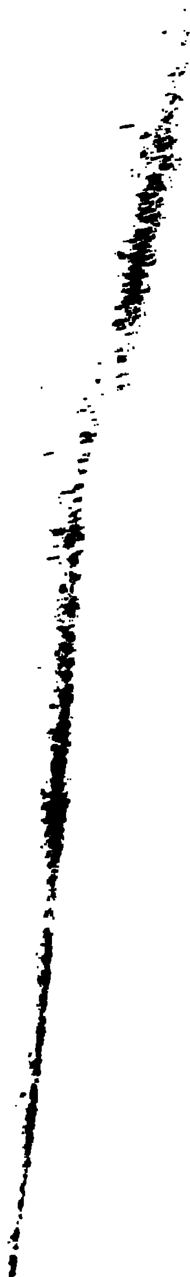


Die im livländischen Hospital zurückgebliebenen Aerzte: Dr. Zumpft. Dr. Krüger. Dr. Brodowitsch. Der Verfasser.

Um 3 Uhr sahen wir eine kleine Abteilung Infanterie im Laufschritt über die Fläche huschen und sich hinter einzelnen, auf etwa zwei Werst entfernten, Grabhügeln ducken. An den von früher bekannten Umrissen erkannten wir sofort die Japaner. Ein Stein fiel uns vom Herzen — aus der Chinesengefahr waren wir befreit. Ich ging in die benachbarte Baracke, um einzelne Verbände zu machen. Plötzlich ertönte der Ruf: »Eben ist eine Granate in das livländische Hospital eingeschlagen.« Da ich von einem Knall nichts gehört hatte, blieb ich bei der Arbeit. Es erwies sich später, dass eine Granate über das Dach unserer Baracke geflogen und, ohne irgend einen Schaden anzurichten, in einiger Entfernung explodiert war. Im ganzen sind vier Schüsse auf uns abgegeben worden, deren Wirkung den



Die drei ersten Japaner, die ihren Einzug bei uns hielten.



beobachtenden Japanern zeigen sollte, ob noch Militär bei uns vorhanden sei.

Während Schwester Meltzer und ich einem Japaner einen Verband anlegten, tönte ein lautes »Bansai« durch den weiten Raum. Die in grosser Anzahl dort liegenden japanischen Verwundeten hatten die ersten, als Sieger einziehenden Landsleute in der Tür erspäht und brachen in ein Freudengeschrei aus. Mit gefälltem Bajonett, im strammen Schritt, gingen die ersten Japaner durch die Baracke, begrüsst von den Ihrigen. Uns wurde



Japanischer Train auf dem Marsch.

sofort das Zeichen gemacht, dass wir nichts zu fürchten hätten, indem auf unsere Binden mit dem Roten Kreuz gedeutet wurde. Der Schwester reichten sie freundlich die Hand, welcher Ehre darauf auch ich gewürdigt wurde. Wir liefen hinaus, von allen Seiten kamen kleine japanische Abteilungen heran, auch einzelne Offiziere hoch zu Ross. Auf unserer Baracke wurde eben die japanische Kriegsflagge — die rote Strahlensonne auf weissem Grund — gehisst. Alles war plötzlich in bester Stimmung, lauter fröhliche Gesichter. Wir waren gerettet, wir mit unsern Verwundeten befanden uns in Sicherheit.

Wir stiegen auf das Dach unserer Erdhütte und sahen zu beiden Seiten des Bahndammes lange japanische Kolonnen nach Norden ziehen, im strammen Schritt und bester Ordnung, wie auf der Parade. Keine Ermüdung war diesen Truppen anzusehen, runde, gesunde Gesichter, ein fröhliches Lachen. Ohne in Mukden stehen zu bleiben, rückten sie unsern abgezogenen Truppen nach. Noch am selben Abend kamen Offiziere zu uns, welche sich das Hospital und die Verwundeten ansahen und sich nach unsern Wünschen erkundigten. Wir sollten diese nur äussern,



Die japanische Kriegsflagge wird auf dem Dach unserer Erdhütte gehisst.

es würde alles beschafft werden. Falls unser Verbandmaterial und die Medikamente ausgehen sollten, stehe das japanische »Rote Kreuz« uns zur Verfügung. Es wurden grosse Blechkisten mit japanischem Zwieback gebracht, ebenso Zigaretten, welche die Verwundeten bekamen. Wir erhielten Wachen, so dass uns alle das Gefühl voller Sicherheit überkam. Früher, als gewöhnlich, gingen wir an diesem Abend schlafen, eine allgemeine Müdigkeit machte sich bemerkbar. Trotzdem war es kein ruhiger Schlaf, die auf schweren Nagelschuhen durch den Korridor gehenden Soldaten betrugen sich laut, auch wurde jeden Augenblick



Während der Schlacht verschossene Schrapnellpatronen.



unsere Tür aufgerissen, und herein guckte irgendein Gesicht, uns mit neugierigen Blicken betrachtend. Dieses wiederholte sich bloss während der ersten Nacht und erklärt sich aus der kindlichen Neugier der neu angekommenen Truppen, welche sich die komischen Kauze, die freiwillig zurückgeblieben waren, ansehen wollten. Am nächsten Tage wurden Anschläge in japanischer Sprache gemacht, die den Soldaten verboten, unaufgefordert unsere Räume zu betreten. So hatten wir künftig Ruhe.

Auch sonst sollte die Nacht nicht ungestört vergehen, es war eine Schreckensnacht. Um zwei Uhr wurde an unsere Tür



Die Mukdener Sieger.

geschlagen und der Schrei tönte durch den Korridor: »Unsere Baracke brennt!« Wir stürzten hinaus und sahen ein Flammenmeer. Vom nördlichen Ende des Zentraldepots stiegen schwere Feuer- und Rauchmassen auf, der scharfe Nordwind überschüttete unser Hospital mit Funken. Dabei war es bitterkalt. Ein grosses Zelt, angefüllt mit Kleidungs- und Munitionsstücken, Bettwäsche, fortgeworfenen Patronen und Bergen von Flinten, stand in Flammen. Auch die Wand des Zentraldepots begann zu brennen. Unter den Patienten, welche die Grösse der Gefahr nicht beurteilen konnten, entstand eine furchtbare Panik. Alles schrie und flehte um Rettung, Schwerverwundete mit Zertrümmerungen der Arm- und Beinknochen, mit Brust- und Bauchschüssen, krochen auf

[illegible] wie die Hunde [illegible] die ganze Nacht [illegible] den Tod in den Flammen zu finden. Anfangs glaubten wir, dass die Baracke [illegible] dem Feuer [illegible]. Doch [illegible] die Japaner darüber auf, dass es Chinesen gewesen seien. [illegible] Zeit waren sämtliche Verwundete hinausgetragen. [illegible] Japaner beteiligten sich in aufopfernder Weise an dieser Arbeit.

[illegible] lagen [illegible] die Verwundeten Armen auf offenem [illegible] Kälte. Nie ist denn auch die [illegible] Hospital [illegible] grösser gewesen als am folgenden Tage. [illegible] hat es manchem [illegible] seiner [illegible] die Kranken herausgetragen [illegible] und gingen dann ans [illegible] Hauptanteil an diesem Werke [illegible] der Leiche stehend, arbeitete er unter- [illegible] wohl drei Viertelstunden [illegible] und dem wenigen Wasser, welches [illegible] nicht bloss eine [illegible] die Flammen mussten durch [illegible] werden. Dabei krachte es aus dem [illegible] und ein unheimliches [illegible] sprangen die dort hingeworfenen Patronen, [illegible] brennenden Gewehre entluden ihre [illegible]. Es bleibt ein Wunder, dass niemand der Löschenden zu Schaden gekommen ist. Als der Morgen graute, war die Baracke gerettet und die erstarrten Kranken konnten zurückgebracht werden. Auch wir konnten uns auf einige Stunden zur Ruhe begeben.

Unter japanischer Herrschaft.

Nun begann die Zeit unter japanischer Herrschaft, eine Zeit, ausgefüllt von ernster Hospitalarbeit, unterbrochen von stets neuen Eindrücken. Da wir im Laufe der Gefangenschaft einzelnen intelligenten Japanern nähertraten, so hatten wir reichlich Gelegen-



Das in Gefangenschaft befindliche Personal des Livländischen Hospitals mit japanischen Kollegen.

heit, über Sitten, Gebräuche und Moral in ihrem Lande zu sprechen. In liebenswürdigster Weise wurde uns Auskunft über alles gegeben, nur für militärische Fragen waren sie wenig zugänglich, die höfliche, aber bestimmte Antwort lautete gewöhnlich: »Ich darf darüber nicht reden.« Was die Sprache betrifft, so ist eine Verständigung mit den Japanern leider sehr schwer,

Lehrmacht. Unter den Schul…
englische Sprache, unter der …
der Armee die deutsche …
kommen sich gewöhnlich …
Hochintelligente Leute haben …
feine Schulbildung, moderne Le…
genen, zuvorkommenden Umgangs…
erzählt. Wie sind doch die …



und die Armee verbreitet! Auch die japanischen …
durchweg einen intelligenten Eindruck, bei …
Gefühl, gebildete Leute vor sich zu haben. D…
mit der hohen Volksbildung zusammen. …
sogenannte Einheitsschule, d. h. ein jeder …
oder Bauer, muss als Kind mit derselben Schul…
Volksschule hat einen obligatorischen K…
doch ist es üblich, alle Klassen durch…
Jahre lang zu besuchen. Nur ganz …
genügen sich mit vier Jahren. Nach …
entwickelt sich sodann der …
grössere Teil ist hiermit fertig, …

um dann auf die Universität oder die Akademien zu gehen. Als Ort höchster Ausbildung gilt Tokio, hier ist die grosse Universität, aus der die tüchtigsten Gelehrten hervorgehen. Auch für die Frauenbildung wird viel getan. Japans Mädchen werden vollständig modern in allen Fächern der Wissenschaft und Kunst erzogen. In Tokio gibt es etwa 30 Frauengymnasien. Die Lehrer der Japaner, welche früher Ausländer waren, sind jetzt ausschliesslich Landeskinder. An der Universität Tokio gibt es nur noch einen ausländischen Professor.



Japaner führen Balken zur Reparatur der zerstörten Brücke über den Hun-hoë.

Zielbewusst gehen die Japaner in allen Dingen vor. So erzählte mir Kollege Inaba, dass in letzter Zeit daran gearbeitet werde, einen grösseren Menschenschlag zu erzielen. Da die Frauen ungemein klein und zierlich sind, werden überall Turn- und Spielplätze für diese angelegt, damit sie sich durch gesunden Sport kräftiger entwickeln und dadurch, als stärkere Mütter, grössere Kinder zur Welt bringen können. Die Sauberkeit der Japaner spottet jeder Beschreibung. Das Waschen und Baden des Körpers spielt eine grosse Rolle. Um einzelnen, durch unsere Zeitungen

verbreiteten falschen Gerüchten entgegenzutreten, möchte ich einiges anführen. Wozu sollen wir uns durch den Feind, der in vornehmer und gerechter Weise alles Gute am Russen anerkennt, beschämen lassen?



Glockenturm der Hospitalkirche in Mukden
mit zerstörtem Hospitalgebäude.

Entgegen den so fleissig verbreiteten Nachrichten, dass die Japaner absichtlich auf's Rote Kreuz schiessen, unsere Verwundeten morden und die in den Hospitälern hoffnungslos Daniederliegenden umbringen, kann ich aus eigener Anschauung sagen, dass nicht nur den Offizieren, sondern auch dem gemeinen Soldaten das Zeichen des Roten Kreuzes etwas Heiliges ist. Gegen seinen verwundeten Feind ist der Japaner freundlich und gefällig. Die in den Hospitälern in bunter Reihe durcheinanderliegenden Verwundeten beider Armeen versuchen sich gegenseitig alle möglichen Liebesdienste zu erweisen, besonders häufig sieht man, dass die Japaner, welche doch in der Mehrzahl der Fälle selbst schwer verwundet sind, das helfende Sanitätspersonal auf den nebenan liegenden kranken Feind aufmerksam machen und zuerst diesem die Hilfe zukommen lassen. Auch die Sage vom Beseitigen der

Verwundeten entbehrt jeder Begründung. Der Japaner wartet, ebenso wie wir, auf den natürlichen Tod, obgleich es verzeihlich wäre, solchen Kranken ihre Leiden zu verkürzen.

Dass die japanische Schwester auf dem Kriegsschauplatz arbeitet und auf dem Schlachtfelde verbindet, ist nicht wahr. Japanische Frauen gibt es auf dem Kriegsschauplatze fast gar nicht, die Behauptung, dass eine Menge Frauen in der Armee beschäftigt sei, entbehrt jeder Begründung. Ihre Tätigkeit beginnt erst auf dem Sanitätsdampfer, hauptsächlich arbeiten sie aber in Japan selbst. Sanitätszüge gibt es nicht, an ihrer Stelle bestehen gut ausgestattete Sanitätsdampfer. Ein jeder von ihnen kann bis zu 1000 Verwundete aufnehmen. Zu Beginn des Krieges gab es drei solcher Dampfer, jetzt dreiunddreissig.

Der Zentralpunkt des Hospitalwesens in der Mandschurei ist Dalnij, hier befindet sich Unterkunft für 100 000 Verwundete.



Zusammengetragene Leichen.

Weiter nach Norden ist ein wichtiger Punkt Daschitsjao, noch weiter Liaojang. Die Verwundeten, welche aus dem Norden gebracht werden, machen auf all diesen Punkten Station. Sie werden verbunden und gestärkt.

[illegible] am Abend [illegible] Herren [illegible] und [illegible] das Gefühl [illegible] haben, auch [illegible] in irgend- [illegible] Geschlagenen [illegible] oder doch, falls [illegible] Die Herren [illegible] ihren Verwundeten [illegible] Darauf [illegible] sie sich unsere [illegible] zum Schluss warme Worte [illegible]



Nach der Schlacht. Grosses Leichenfeld.



des Dankes für unsere Arbeit und die liebevolle Pflege, die wir den Ihrigen angedeihen liessen. Ueberhaupt ist uns häufig Dank ausgesprochen worden, nicht bloss in Worten, auch in Taten. So schickte uns am zweiten Tage General Baron Oku zwölf Flaschen guten französischen Kognaks und liess uns seinen Dank übermitteln. Auch ein Fässchen japanischen Landweines wurde uns übersandt, doch konnten wir ihn nicht trinken, da er zu wenig unserm Geschmack entsprach.

Bereits am Tage nach ihrem Einzuge begannen die Japaner für Ordnung zu sorgen. Die mit Lumpen und allen möglichen



Schwester Meltzer begibt sich auf die verlassenen Positionen, um sich der Verwundeten anzunehmen.

Abfällen bedeckten Plätze wurden gereinigt, der unnütze Kram verbrannt, nützliche Gegenstände — wie Flinten, Patronen usw. — in Haufen zusammengelegt. Auch die umherliegenden Leichen wurden fortgeräumt und allmählich auf den Kirchhof gebracht. Ich hätte nicht geglaubt, dass bei unsern Hospitälern eine solche Menge von Leichen sich finden würde. Neben dem Kirchhof wurden sie in Reihen zu 50 aufs Feld gelegt. Ich zählte zehn solcher Reihen. Nebenbei gesondert lagen etwa 100 Japaner. Mit der Bestattung ging es nur langsam vorwärts. Der Erdboden war bis zu einer Tiefe von fünf Fuss gefroren, die Gruben mussten

wie in den Fels gehauen werden. Fast vierzehn Tage dauerte es, bis die letzten Opfer bestattet waren. Ihre eigenen Toten beseitigen die Japaner rationeller. Die Körper werden in eine grosse Grube geworfen, bis diese fast gefüllt ist. Dann werden sie mit Petroleum begossen und darüber ein Scheiterhaufen errichtet. Tagelang wird dieser unterhalten, bis auch die letzten Reste der menschlichen Kadaver zu Asche zerfallen sind. Ebenso wurden die verlassenen Positionen gesäubert. Obgleich sämtliche Dörfer



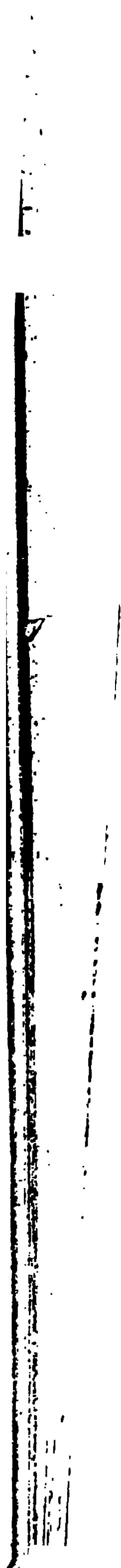
Hospital der St. Georgs-Gesellschaft. Jetzt japanisches Hospital.

schon längst niedergebrannt waren, konnten wir nachts immer einen Flammenring beobachten. Die vielen tausend Opfer der Schlacht wurden da verbrannt.

Da wir das Bestreben hatten, möglichst bald Mukden zu verlassen, knüpfte Gutschkow sofort Verhandlungen darüber an, und zwar bestand er auf den Paragraph III der Genfer Konvention, nach welchem wir durch die Vorposten zu unserer Armee befördert werden mussten. Anfangs fand er kein rechtes Entgegenkommen, vielmehr wurden am Abend des 28. Februar uns folgende Propositionen gemacht:



Vor dem St. Georgs-Hospital. Gutschkow (×) unterhält sich mit Prof. Haga.



I. Sofortige Rückkehr in die Heimat auf dem Seewege. II. Verbleiben in Mukden bis zur Transportfähigkeit unserer Kranken und darauf Fahrt in die Heimat. III. Fahrt nach Japan und Aufenthalt daselbst bis zum Schluss des Krieges. Alle diese Punkte wurden von Gutschkow verworfen; er verwies auf den eben angeführten Paragraphen.

Unterdessen arbeiteten wir ungestört weiter. Ein offizielles Dankschreiben des General-Inspektors Dr. Mori an Gutschkow, in



Die von den Plätzen zusammengesuchten Leichen werden zum Kirchhof gekarrt.

welchem uns allen ein nochmaliger Dank ausgesprochen wurde, sollte unsere Gemüter beruhigen. Trotzdem blieb Gutschkow hart, fussend auf sein gutes Recht. Es verging ein Tag nach dem andern, wir verbanden, operierten und verpflegten unsere Verwundeten. Endlich traf aus Tokio ein Telegramm ein, welches uns anstandslos gestattete, unsern Weg durch die Vorposten zu nehmen.

Leider hatte sich unsere Gesellschaft im Laufe der Zeit stark vermehrt. Während des Rückzuges waren grössere Sanitätsabteilungen in die Gefangenschaft geraten und wurden nach Muk-

den transportiert. Da uns ein weiter, beschwerlicher Weg bevorstand und die Schwierigkeiten der Beförderung mit der Anzahl der zu Befördernden wuchs, wurde beschlossen, nur diejenigen durch die Vorposten zu lassen, welche feste Hospitäler in unserer Armee hatten und dort sofort Arbeit finden würden. Alle übrigen sollten den Seeweg in die Heimat antreten. Endlich, am 13. März, konnten wir Mukden verlassen; um 8 Uhr morgens setzte sich unsere Kolonne in Bewegung, eine halbe Stunde später sollten die Nachbleibenden in den Süden expediert werden.



Japaner evakuieren ihre Verwundeten.

Mit einem gewissen Gefühl der Wehmut verliess ich die alte chinesische Kaiserstadt, knüpfte sich doch an sie so manche Erinnerung. Immer wieder musste ich zurückblicken auf die alten Türme und die mächtigen Mauern, die mein Auge wohl nie mehr sehen wird. Schwer fiel mir auch der Abschied von meinem treuen Kriegskameraden, Dr. Krüger, mit ihm hatte ich Leid und Freud geteilt, er war mir stets ein treuer Freund und Helfer gewesen.

Als wir Mukden verliessen, wurden auch unsere Hospitäler geschlossen. Drei Tage vor unserer Abfahrt konnte ein grosser

Teil unserer Verwundeten evakuiert werden, an diesem Tage der Rest. Uns wurde ein Transport chinesischer Lastwagen und Maultierkarren — Fudotunken — zur Verfügung gestellt, und vorwärts ging es, unserer Armee nach. Eine Fudotunka ist für einen Europäer das reine Marterinstrument. So haben wir denn schliesslich unsern langen Weg zu Fuss zurücklegen müssen, bei dem unbeständigen Wetter und den schlechten Wegen eine anstrengende Leistung. Als wir Mukden verliessen, hatten wir das schönste Sommerwetter mit glühendem Sonnenschein. Am nächsten Tage



Japaner evakuieren ihre Verwundeten.

wurde es kühl und es erhob sich ein starker Sandsturm. Schliesslich begann es zu schneien und es wurde so kalt, dass uns der nordische Winter vorgetäuscht wurde. Nur am letzten Tage unseres Marsches war es wieder warm, der Schnee schmolz und die Wege wurden fast unfahrbar.

Bevor ich fortfahre, möchte ich einiges über das Verhalten der chinesischen Bevölkerung der Stadt Mukden nach dem Einzuge der Japaner sagen. Am zweiten Tage erbat ich mir vom japanischen Etappenkommandanten die Erlaubnis, in die Stadt gehen zu dürfen, um einige Einkäufe zu machen. Es überraschte mich das veränderte Aussehen der Strassen und das Benehmen





Strasse von Mukden unter japanischer Herrschaft.

der Chinesen mir gegenüber. Obgleich wir auf eine grosse Liebe von seiten der Chinesen nicht rechnen durften — führten wir doch in ihrem Lande den Krieg, verwüsteten es, zerstörten ihre Städte und Dörfer und rührten ihr Leben und Eigentum an — so hatte sich doch im Laufe der Zeit zwischen der Mukdener Bevölkerung und unsern in jener Gegend so lange lagernden Truppen ein gewisses Freundschaftsverhältnis ausgebildet. Das



Zwei treue Kriegskameraden: Dr. A. Krüger und Dr. H. Lieven.

Land hatte gelitten, die Stadt aber um so mehr gewonnen. Sie war durch viele Monate die Lieferantin für unsere Armee, sie nährte und kleidete uns. Die Bevölkerung war in kürzester Zeit zu nie geahntem Wohlstande gekommen. Als gewandter Kaufmann hatte der Chinese es verstanden, unsere Zwangslage auszunützen. Die Preise stiegen zusehends, bald mussten wir das Doppelte, zuletzt gar das Dreifache des früher Geforderten zahlen. Als ich mich der Stadt näherte, überraschte mich der Anblick

des äusseren Tores. Es prangten zwei mächtige, übers Kreuz gelegte Fahnen darüber, der grüne chinesische Drache auf gelbem Grund und die rote Sonne Japans auf weisser Seide. Ich ging durch die Strassen und näherte mich dem Zentrum der Stadt. Alles im vollsten Flaggenschmuck — China und Japan freundschaftlich vereinigt. Ehrenpfortenartig waren über die Strassen Schnüre gezogen, an denen rote Streifen befestigt waren. Je näher dem Mittelpunkt, um so reichlicher der Schmuck. Ich machte einige photographische Aufnahmen. Mit meinen Einkäufen ging es leider schlecht, es waren nicht nur sämtliche russische Aushängeschilder plötzlich verschwunden, sondern auch die russischen



Japaner wollen uns photographieren.

Waren existierten nicht mehr. Auch das Leben auf den Strassen hatte sich verändert, wo früher ein stetes Gedränge von auf- und abfahrenden russischen Militärkarren, chinesischen Arben, Fudotunken und Rikschas war, ein Gedränge, so gross, dass jeden Augenblick Stockungen im Verkehr eintraten und das Gehen fast lebensgefährlich war, herrschte jetzt völlige Ruhe. Trotz des festlichen Flaggenschmucks schien ein schwerer Druck auf der Bevölkerung zu lasten. Der Chinese ist ängstlich, zugleich aber ungemein schlau. Der Japaner ist ihm als Sieger ein neues Element, das er erst vorsichtig kennen lernen muss. Daraus erklärte sich auch das Betragen meiner alten Freunde mir gegenüber. Keiner der mir von früherher gut bekannten Kaufleute glaubte

mich erkennen zu dürfen, niemand verstand mehr die russische Sprache, selbst das russische Geld wurde mit gut gespielter Neugierde betrachtet. Auf eine jede Anrede dieselbe Antwort: »Putunda« (ich verstehe nicht). Die Geduld riss mir, ich wetterte und schimpfte darauf los, jedoch ohne jeglichen Erfolg. Ein in den Laden tretender japanischer Offizier fragte mich in gutem Russisch nach meinem Begehren und meinte bloss: »Diese Chinesen sind alle Schafsköpfe.« Durch seine Vermittlung erhielt



Wir werden von den Japanern photographiert.

ich schliesslich zwei Flaschen Bier und eine Flasche Abricotine. Der Preis, der von dem Japaner festgesetzt wurde, betrug gerade die Hälfte des früher von uns gezahlten.

Nach etwa einer Woche fuhr ich mit Doktor Krüger und dem japanischen Kollegen Inaba nochmals in die Stadt. Eine neue Ueberraschung! Die Chinesen hatten erkannt, dass sie die Japaner nicht zu fürchten hätten. Erfreut drückten sie unsere Hände und versicherten uns ihrer unwandelbaren Freundschaft. Wieder verstanden sie unsere Sprache, wieder nahmen sie unser Geld.

Bei diesem Besuche der Stadt hatte ich das Glück, den Marschall Oyama zu sehen, der mit seinem Stabe, bestehend aus sechs Offizieren, seinen Einzug in Mukden hielt.

Während unserer Gefangenschaft machten wir die Bekanntschaft vieler interessanter Persönlichkeiten. So lernten wir den Professor Dr. Haga, den ersten Chirurgen an der Universität Tokio, kennen. Er ist zugleich Japans grösster Schriftsteller. Er spricht ein reines Deutsch und veröffentlicht seine Werke zum Teil in dieser Sprache. Vielfach sind wir photographiert worden, einmal in Gesellschaft des Professors Haga, des Generalinspektors Dr. Mori und der hohen Offiziere aus dem Stabe General Oku's.

Unser Marsch durch die Vorposten.

Am Morgen des 13. März verliessen wir Mukden. Es war ein stattlicher Zug, aus Aerzten, Schwestern, Sanitären und den uns begleitenden Japanern bestehend. Der Tag war heiss, wie bei uns im Hochsommer. Unser Weg führte uns an der Bahnlinie entlang nach Norden. Auf derselben Strasse hatte ein Teil unserer Armee seinen unglücklichen Rückzug genommen. Bis Tjelin, also 60 Werst, bewegten wir uns über ein einziges Schlachtfeld. Das Umherliegen verschiedener Gegenstände, speziell fortgeworfener Filzstiefel, Handschuhe und voller Patronentaschen war bezeichnend für die Rückzugslinie. Der grösste Teil der Leichen war bereits fortgeräumt, die vielen am Eisenbahndamm aufgeschütteten Hügelchen liessen auf die grosse Anzahl derselben schliessen. Das feindliche Artilleriefeuer, unter dem die Unsrigen zurückgegangen, muss furchtbar gewesen sein. Wohin das Auge blickte — Schrapnellhülsen. Auf einzelnen Stellen erschien das Feld geradezu gepflastert mit diesen. Dass wir eine Menge Bagage- und Munitionswagen verloren hatten, wussten wir bereits in Mukden, wurden solche doch täglich dorthin gebracht und auf der grossen Fläche in Reih und Glied aufgestellt. Trotzdem trafen wir auf unserm Marsch immer neue Züge, beladen mit allen möglichen Beutestücken, wie Kisten, Koffer, Waffen, Musikinstrumenten usw. Auch einzelne altmodische Generalskaleschen wurden uns entgegengeführt, bei deren Anblick manch spöttelnde Bemerkung fiel.

Besonders traurig sah es auf der Station Huschetai aus. Die Beschiessung muss dort eine entsetzliche gewesen sein. Der Eisenbahndamm durchschneidet eine etwa zwei Werst breite Bodenanschwellung. Offenbar hatten unsere Truppen in diesem Ein-

schnitte Schutz vor den Geschossen erhofft. Wie sehr sie sich darin getäuscht, zeigten die unzähligen Schrapnellhülsen und zersprungenen Granaten, welche mit grosser Sicherheit direkt auf den Eisenbahnstrang geschleudert worden waren. Hier reihte sich Hügel an Hügel, am Kopfende ein winziges Kreuzchen tragend. Von den Stationsgebäuden sah man nur rauchgeschwärzte Schornsteine und Mauerreste gen Himmel ragen, ebenso von dem nebenan gelegenen, kleinen, netten Restaurant. Der Platz vor der Station war angefüllt mit erbeuteten Wagen, unter denen



Gutschkow (×) bedankt sich im Namen des »Roten Kreuzes« für die gute Behandlung. (O Hauptdolmetscher des Generalstabs.)

ich einen finnländischen Krankenwagen von Professor Manteuffel sah. Hinter der Station waren Massengräber. Sie waren in grösster Eile angelegt, die Hunde hatten das locker aufgeworfene Erdreich fortgescharrt, die Leichen herausgezerrt und zum grossen Teil furchtbar zugerichtet. Auf dieser Station machten wir eine Mittagspause, kochten auf den Trümmern eine Suppe und traten dann neu gestärkt unsern Marsch wieder an. Das uns vorgeschriebene Ziel war das Dorf Iro, 40 Werst von Mukden entfernt. Todmüde, kaum fähig, uns weiter zu schleppen, kamen wir um ein Uhr nachts dort an. Die Wege waren sehr schlecht, der Staub entsetzlich, zugleich war es stockdunkel. Es wurde uns eine geräumige Fansa angewiesen und warmes Waschwasser ge-

reicht. Dann erhielten wir Tee, Zucker, Zwieback und Reis. Am nächsten Tage marschierten wir nicht weiter, wir schliefen fast die ganze Zeit und pflegten unsere schmerzenden Füsse. Hier haben wir es zum erstenmal empfunden, dass wir Gefangene waren. Rundum Wachen mit aufgepflanztem Bajonett, ein jeder unserer Schritte wurde misstrauisch beobachtet, das Verlassen des Hofes uns streng untersagt.

Am Morgen des 15. März ging es weiter. Unsere Hoffnung, bereits in Tjelin auf unsere Truppen zu stossen, erwies sich als trügerisch. — Unterdessen war das Wetter kühler geworden,



Wir brechen auf. In der Mitte unser Feldprediger.

es wehte ein scharfer Nordwind, der die Gegend in Staubmassen einhüllte. Trotzdem konnten wir sehen, dass die Landschaft reich an Naturschönheiten war. Wir passierten die Tjeliner Höhen, malerische Bergpartien, auf denen sich die Lieblingspositionen Kuropatkins befanden. Fast ein Jahr lang war an ihnen gearbeitet worden, sie galten für uneinnehmbar. Nun waren sie ohne Kampf dem Feinde preisgegeben worden, das Herz schnürte sich uns in der Brust zusammen. Nur ein vollkommen geschlagener Feldherr konnte derartige Befestigungen aufgeben, ohne an einen Widerstand zu denken.

Am Abend trafen wir in Tjelin ein. Auch hier das Bild der Zerstörung. Nur vereinzelte Gebäude, unter diesen ein Hospital des Roten Kreuzes, waren der allgemeinen Vernichtung entgangen. Uns wurde ein Häuschen, welches für unsern Empfang bereits

lungen befänden, uns daher den Kriegsgesetzen unbedingt zu fügen hätten. Ein Verlassen unserer Behausung sei streng verboten, widrigenfalls wir die Folgen selbst zu tragen hätten. Zum Schlusse sprach er uns nochmals den Dank seiner Armee für die aufopfernde Pflege der japanischen Verwundeten aus. Mit einer Entschuldigung wegen des schlechten Nachtquartiers verabschiedete er sich.





Wir waren todmüde und erstarrt und breiteten unsere Decken auf die Schlafstellen, ohne auf den Tee und das Essen zu warten. In der Hoffnung, morgen zu den Unserigen stossen zu können, schliefen wir ein.



Gesprengte Eisenbahnbrücken.
1. Bei Kaiojan.
2. Zwischen Kaiojan und Tschantufu.
3. Bei Tjelin.

Am andern Tage war es kalt. Der Wind pfiff in allen Tonarten durch die zerrissenen Papierscheiben unserer Fansa. Draussen herrschte tiefer Winter. Um 8 Uhr erschien derselbe Offizier und eröffnete uns, dass unsere Vorposten 30 Werst zurückgegangen wären und wir sie daher heute nicht erreichen könnten. Also ihnen nach! Um $8\frac{1}{2}$ Uhr verliessen wir unser Dorf. Unglaublich langsam rückten wir vor. Erst am Nachmittag passierten wir die Station Kaiojan. Auch hier ein wüstes Bild



Wir kochen unser Mittagessen auf den Trümmern des Restaurants in Huschetai.



Auf dem Hofe unserer Fansa.



der Zerstörung. Sämtliche an der Station gelegenen Gebäude, auch die grossen Hospitäler, rauchende Trümmerhaufen. Die von der Intendantur angezündeten Vorräte brannten noch unter dem Schnee weiter.

Ergriffen hat mich der Kirchhof in Kaiojan. Neben den alten, schwarz gestrichenen Kreuzen, fallen ins Auge die vielen neuen, aus zwei ungestrichenen Brettchen zusammengeschlagenen, welche die in langen Reihen frisch aufgeschütteten Grabhügel krönen. Man sieht, dass die durchgefahrenen Sanitätszüge bereits



Soldatengrab auf der Rückzugslinie.

hier einen grossen Teil ihrer Last zurückgelassen und dass die hiesigen Hospitäler viel gearbeitet haben. Neben diesen Gräbern sieht man andere Reihen plumper Hügel. Diese decken die unzähligen Opfer des Rückzuges. Erst bei genauerem Hinsehen erblickt man auf ihnen Kreuzchen, doch sind sie so verschwindend klein, dass sie mehr an Kinderspielzeug erinnern; zwei Gaoljanstengel, kreuzweise übereinandergelegt, bilden die häufig kaum sichtbaren Grabmonumente vieler tapferer Krieger. Welch ein Gegensatz zwischen dem Kriegsschauplatze und der fernen Heimat!

Wie lebt und stirbt, wie fühlt und denkt man anders — dort und hier! Dort klagt und weint man dem einzelnen nach, der häufig im Leben nichts geleistet hat, und setzt ihm Monumente aus Marmor und Erz, hier bedeckt man Hunderte, die ihr Leben für die Ehre und zum Schutz des Vaterlandes gelassen, mit einem losen Haufen zu Stein gefrorener Erdmassen und setzt darauf zwei gekreuzte Gaoljanstengelchen, zum Zeichen dessen, dass hier christliche Tote begraben liegen.

Wir marschieren weiter nach Norden. Immer noch beleben grosse Mengen von Wildgänsen die Luft und die schneebedeckten



Vor den Trümmern der Station Schaumiadse.

Felder. Vorbei geht es an der zwischen Kaiojan und Tschantufu gelegenen Eisenbahnbrücke. Sie ist gründlich zerstört worden. Drei der grossen mittleren Bogen sind vollständig zertrümmert, auch der erste nördliche Bogen hat sich an einem Ende gesenkt. Von der dort befindlichen Grenzwächterstation und der kleinen Festung erblickt man bloss einen Trümmerhaufen, umgeben von Wällen, Laufgräben, Wolfsgruben und Stacheldrahtzäunen. Wir sind des langen Weges recht müde. Die durchnässten Füsse schmerzen beim Gehen, setzen wir uns auf den Wagen, so erstarren sie. Am Abend trafen wir im Dorfe Sjo-u-tun ein und übernachteten dort. Wir erhielten eine schöne Fansa, die noch

von Chinesen bewohnt war. Diese waren gegen uns ungemein liebenswürdig, zogen uns in einen Winkel und versicherten, dass sie die Russen liebten, die Japaner dagegen verachteten, weil diese sich an ihren Frauen und Mädchen vergriffen, ausserdem schlechtere Preise für gelieferte Waren zahlten. Tatsache ist es, dass die Chinesen von uns stark verwöhnt worden sind. Sowohl der Privatmann, wie auch die Intendantur zahlten einen jeden geforderten Preis, während der Japaner ihn selbst macht.





Gesprengte Eisenbahnbrücken.
1. Bei Tschantufu.
2. Bei Schaumiadse.
3. Zwischen Tschantufu und Schaumiadse.

Am Abend des nächsten Tages, dem 18. März, erreichten wir die Station Tschantufu. Diese, wie auch die Dörfer der Umgegend, sind zerstört. Die Chinesen sind geflüchtet. Unsere Bewachung war heute geringer. Abends wurden wir, wie gewöhnlich, dem Namen nach aufgerufen und durchgezählt, dann wurden uns einige vereinzelt dastehende Fansen gezeigt, die wir uns zum Nachtquartier aussuchen konnten. Fenster

und Oefen gab es nicht. Wir hüllten uns so gut wie möglich in unsere Decken und schliefen bald, trotz der in den nassen Filzstiefeln erstarrten Füsse, den Schlaf der Gerechten.

Morgen sollten wir mit den Unserigen vereint werden. Alle Strapazen und Gefahren sollten ihr Ende erreichen!

19. März. Frühling draussen und in unsern Herzen. Vom wolkenlosen Himmel lacht die warme Sonne und beleuchtet blendend die weisse Schneedecke, welche all den mandschurischen



Unsere Fudotunken.

Schmutz verdeckt und die Verwüstungen des Krieges verhüllt. Auch in unsern Herzen finden die Strahlen der Sonne einen warmen Widerschein. Ueberwunden sind Müdigkeit und Hunger, vergessen die Anstrengungen der letzten Woche. »Zehn Werst vor uns befinden sich unsere Vorposten, Kosaken, von Dragoneroffizieren angeführt«, so lauteten die Angaben der Japaner.

Um neun Uhr morgens setzte sich unser Zug in Bewegung. Voran ein Japaner mit der weissen Parlamentärfahne, darauf ein zweiter mit der Fahne des Roten Kreuzes. Wir kamen schnell vorwärts, die Wege waren hart gefroren. Leider waren unsere Truppen wieder zurückgegangen, nach 15 Werst mussten wir



Aufbruch am Morgen des 19. März. In der Mitte Gutschkow (×) und die Parlamentäre.





eine Mittagspause machen. In einer verlassenen Fansa zündeten wir ein grosses Feuer an, setzten uns zu beiden Seiten auf die Schlafstellen und wärmten die Füsse. Darauf ging es weiter. Die Unserigen waren nahe. Voran sprengte Gutschkow mit sechs japanischen Begleitern. Das Land ist hier durchquert von Höhenzügen, welche gürtelförmig weite Täler umschliessen. Bald verschwanden unsere Parlamentäre hinter einem Hügel, während wir langsam auf der Bahnlinie nachrückten. Da schallen plötzlich Infanteriesalven zu uns herüber, rechts und links vom Eisenbahndamm wird geschossen. Wir jauchzen auf, wissen wir doch, dass unsere beschwerliche Reise ihr Ende erreicht hat. Mit be-



Die holländischen Schwestern u. Riesenkampff auf ihren Fudotunken.

schleunigten Schritten ersteigen wir die Höhe und sehen folgendes Bild. Vor uns ein Talkessel, der von der Eisenbahn durchschnitten wird. Links von uns, in einer Schlucht, eine kleine japanische Kavallerieabteilung, rechts am Bergabhange ein Kosakenkommando. Die Feinde beschiessen sich gegenseitig. Unsere Parlamentäre halten auf der Höhe. Kaum erscheinen wir, so hört das Feuer links auf, rechts wird es fortgesetzt. Aus den über uns hinfliegenden und vor uns einschlagenden Kugeln ersehen wir, dass es gegen uns gerichtet ist. Dennoch denkt kein Mensch an die Gefahr, alles ist freudig erregt, schwenkt die Hüte und Taschentücher und schreit »Hurra«. Einem japanischen Soldaten wird die Sache langweilig, er setzt auf seinem feurigen Hengst über den, die Eisenbahn begrenzenden breiten Graben



Frühstückspause auf dem Marsch. Gutschkow (x).



Mittagsrast auf dem Marsch durch die Vorposten.

und reitet, in der Rechten die Fahne mit dem Roten Kreuz, ruhig dem schiessenden Feinde entgegen. Gutschkow folgt ihm zu Fuss.

Bald hörte das Feuer auf, und die Verhandlungen begannen. Unsere Beschiessung erklärte sich aus dem Umstande, dass die Kosaken unsere weisse Fahne auf dem blendenden Schnee nicht hatten sehen können und in unserm Gebahren irgendeine japanische Hinterlist gewittert hatten. Während wir Gutschkow



Auf dem Marsch durch die Vorposten.

am Bergabhange parlamentieren sahen, bewegten wir uns auf dem Eisenbahndamm weiter. Nach einigen hundert Schritten trafen wir eine Kosakenabteilung, angeführt von einem Offizier. Es gab eine allgemeine freudige Begrüssung. Auch die uns begleitenden Japaner wurden wie Freunde empfangen. Ein Kosak reichte dem ersten Japaner die Hand und sagte: „Здравствуй Японецъ“ (guten Tag, Japaner), dieser antwortete: „Здравствуй Русскій“ (Guten Tag, Russe). Es war unser Dolmetscher, der ein recht gutes Russisch sprach. Es folgte eine allgemeine Begrüssung, mit neugierigen Blicken wurden gegenseitig die Uni-

formstücke, Sättel und Pferde geprüft, und dann ging es an den Austausch verschiedener Sachen, speziell von Geld.

Es ist ein eigentümlich Ding um den Krieg! Da beschiessen sich die Feinde und trachten danach, einander zu töten. Gleich darauf schütteln sie einander die Hände und sind die grössten Freunde. Dasselbe kann man während einer jeden Schlacht beobachten. Eben stösst einer dem andern das Bajonett in die Brust, um ihn nach abgeschlagenen Angriff sofort zu verbinden und sich seiner wie eines kranken Kindes anzunehmen. Solches



Unsere Wächter.

macht die gegenseitige Achtung. Beide Teile fühlen, dass sie es mit einem tapfern, starken Gegner zu tun haben, dessen Heldenmut sie bewundern.

So waren wir denn endlich am ersehnten Ziele angelangt. Bald belebte sich die Gegend. Von allen Seiten sprengten grössere Kosakenabteilungen heran, geführt von schneidigen Offizieren. Die Japaner hatten recht gehabt, es waren Offiziere der Petersburger Garden. Mich begrüsste ein junger Kosakenleutnant — Kayser aus Finnland — aufs herzlichste. Ich hatte ihn auf einer Fahrt nach Charbin kennen gelernt. In freundlichster Weise nahm er sich unserer Sachen und später unserer selbst an. Doch



Wir nähern uns den Unserigen.



Die letzte Strecke des Marsches.

es hiess eilen. Unsere japanischen Begleiter waren so liebenswürdig, unser Gepäck noch anderthalb Werst weit, bis zu einem zerstörten Dorf, zu führen. Dort wurde alles abgeladen, die Uhren verglichen und ein Waffenstillstand bis 12 Uhr nachts vereinbart. Darauf gab es einen herzlichen Abschied, und wir waren mit den Unserigen allein.

Aus tiefstem Herzen dankbar waren wir den uns empfangenden Offizieren und unsern braven Soldaten. Im Moment waren alle unsere Sachen auf die Pferde zweier Kosakensotnis verpackt, und fort ging es, der drei Werst entfernten Station Schaumiadse zu. Zu unserm Kummer erfuhren wir hier, dass uns noch ein



Unsere Parlamentäre reiten voraus.

Weg von dreissig Werst bevorstand, da die Eisenbahnbrücken bis zur nächsten Station bereits gesprengt waren. Auch die Gebäude auf diesen Stationen waren zerstört, trotzdem wurde uns ein Nachtquartier angewiesen. Die Offiziere der Nachhut liessen es sich nicht nehmen, uns ihre dürftigen Behausungen abzutreten. Ebenso sorgten sie für unser leibliches Wohl, indem sie uns alles, worüber sie nur geboten, zur Verfügung stellten.

Am 20. März, früh morgens, brachen wir auf. Es war uns vom Stabe ein Transport Militärkarren geschickt worden, auf denen wir bis Mittag zwanzig Werst zurücklegten. Der Oberst eines dort postierten sibirischen Schützenregiments bewillkommnete uns aufs herzlichste und bewirtete uns mit einem prächtigen



Unsere japanischen Begleiter treffen mit Kosaken zusammen.



Begrüssung zwischen den Offizieren. Vorn der Kosaken-Oberst.

stete Begleiterin eines jeden Truppenteiles ist die zu ihm gehörige Feldküche. Diese wird bereits während der Tour geheizt, so dass die Suppe bei erreichtem Ziele fertig ist.

Von solch einer Feldküche hängt das Wohl und Wehe der Leute ab, sie ist das gemeinschaftliche Kleinod, über das ein jeder ängstlich wacht. Bei schwierigen Rückzügen, auf grundlosen Wegen, wird vieles im Stich gelassen, die Feldküche nie. Stets finden sich helfende Hände, die in die Speichen der Räder greifen und sie vorwärts bewegen. — Dass trotzdem Tage vorkommen, an denen es wenig oder gar nichts zu essen gibt, lässt sich verstehen. Bei forcierten Märschen nach Punkten, welche weit von den Zentren der Intendantur gelegen sind, kann dieser sonst so gut funktionierende Apparat versagen. Dann gibt es freilich bittere Stunden. Doch der russische Soldat macht sich im ganzen wenig Sorge. Auch in der Heimat erlebt er Zeiten, wo Schmalhans Küchenmeister ist —, warum sollte dies im Kriege nicht vorkommen? — Schwer ist die Verpflegung während der Schlacht. Auch dann stehen die Feldküchen bereit und werden möglichst nahe an die Kampflinie herangeführt, doch ist die Beförderung der Speisen zu den in den Laufgräben kämpfenden Truppen äusserst gefährlich. Viele der Soldaten, welche ihren Kameraden die Kesselchen mit der Suppe bringen, werden dann ein Opfer der nichts schonenden Kugeln.

Zuletzt noch einige Worte über die Fähigkeit und den Mut der russischen Soldaten. Ich will nicht als Angehöriger des Russischen Reiches, sondern als unparteiisch denkender Mensch sprechen. Meine Ansicht und volle Ueberzeugung geht dahin, dass es kaum einen tüchtigeren und sympathischeren Soldaten gibt, als den russischen. Dasselbe Urteil habe ich häufig von den Attachés fremder Staaten und den Korrespondenten ausländischer Zeitungen gehört. Der russische Soldat ist stark und äusserst abgehärtet, tapfer und gottvertrauend, gehorsam und gefällig. Zugleich besitzt er eine grosse Portion angeborener Leichtlebigkeit und kindlichen Frohsinns. Nie habe ich, nach all den unglaublichen Strapazen und schweren Misserfolgen, ein mürrisches Gesicht gesehen, nie ein unzufriedenes Wort gehört. Kaum ist die blutige Arbeit vorüber, so erwacht neuer Lebensmut. Rundum werden die Feuer angezündet und die Kesselchen zum Teekochen aufgestellt. In Gruppen stehen die Leute zusammen und erzählen von ihren eigenen Heldentaten und denen anderer. Bald ertönen

fröhliche Gesänge, die Harmonika wird herausgeholt, und in stets wilder werdendem Tempo bewegen sich die scheinbar so steifen Glieder zum Tanz. Vergessen sind alle Gefahren, vergessen der Kampf und das tausendfache Elend. Alles lebt dem Augenblick und glaubt an eine bessere Zukunft.

In einem uns zur Verfügung gestellten Eisenbahnwagen verliessen wir Zipengai. Ein jeder von uns strebte seinem Hospitale zu. Doch Körper und Geist bedurften der Erholung. Die Entbehrungen des Kriegslebens untergraben die Gesundheit und zerrütten das Nervensystem. Ich erhielt einen Urlaub von drei Monaten, den ich zu einer Reise in die Heimat benutzte. Nach einer vierwöchentlichen Fahrt auf dem grossen sibirischen Bahntraktus erreichte ich sie. Unauslöschliche Eindrücke hat diese Reise hinterlassen. Nach all dem mandschurischen Schmutz und dem entsetzlichen Staub — die reine Luft, die herrlichen Bergpartien des grossen Chingan, die wildromantischen Ufer des Baikal mit seinem kristallklaren, smaragdgrünen Wasser, die in voller Blütenpracht stehenden unendlichen Steppen West-Sibiriens. Wie ist doch dies bisher verachtete und verrufene Land gross, schön und reich!

Unterdessen ist der Friede geschlossen worden. Mag er für uns ehrenvoll oder demütigend, mag er vorteilhaft oder drückend sein — eines steht fest: Der Masse des russischen Volkes sind die Augen geöffnet worden über die Grösse und den Reichtum des fernen Ostens.

Die Kulturarbeit, welche mit Vollendung der grossen Bahnlinie ihren Anfang genommen, wird schnell fortschreiten. Das gefürchtete Sibirien hat seine Schrecken verloren. Von den Hunderttausenden, welche es auf der Fahrt kennen gelernt haben, werden sich viele finden, die als Pioniere freudig dort bleiben werden, das Land kultivieren, es bevölkern und seine Schätze heben. Und wahrlich nicht zum eigenen Nachteil!

